



Berlin, den 25. Januar 1904.

Zwei Greifswalder.

Mancherlei Zeitungsnotizen ergreifen mich. Lese ich aber vom Tode eines greifswalder Professors, so ist mir, als reife Einer aus gern gehegten Erinnerungen ein Blatt heraus. Denn so traut wie Schaffeln einstens das Wörtchen Heidelberg klingt mir der Name der stillen, entlegenen und vielverlästerten kleinen Mäusenstadt am Bodden. Ihr danke ich es: ihrer Honorarstundung und ihren Freitischen, ihren billigen Plundern, Gänsebräuten, Spicksoalen und Bratbarschen, ihren alten traulichen Buden zu achtzig Mark pro Semester (Heizung, Bedienung und Frühstück eingerechnet), — diesen und noch vielen anderen paradiesischen Verumständen ähnlicher Art danke ich, daß ich die ersten Jahre meines Studiums nicht nur durchhalten, sondern noch lange nachher zu ihrer sorgenlosen Fuchsenfröhlichkeit mich zurückkehnen konnte. Und doch: wie trübsinnig war auch mir zu Rath, als ich den Boden von Greifswald zum ersten Male betrat! Das war einer der grauesten Tage meines Lebens; als aber sein Himmel sich aufzuheitern begann, führte mich der Weg an zwei Männern vorüber, die jetzt kurz nach einander ins Grab gesunken sind. Diese erste Begegnung hat mir ihr Bild schärfer in die Seele gezeichnet als das irgend eines Späteren, mit dem mich der Zufall oder der Beruf — wie mit ihnen — flüchtig zusammenbrachte.

An einem sonnigen Oktobertage, da die Ruhglocken weithin über die Hänge läuteten und der lichte Himmel auf die blasse Gobelinschönheit der sterbenden Natur hernieder sah, hatte ich von meiner schlesischen Bergheimath Abschied genommen. Da saß ich nun in einer Ecke der vierten Klasse und rasselte in die fremde Welt hinaus. In die Ebene! Diese Vorstellung deckte sich in mir mit dem Bilde des lieblichen anhaltischen Gartenlandes um Elbe

und Nulde herum; und wie sehr hatte mich auch da schon das Heimweh nach den Bergen gefaßt! Was ich jetzt erlebte, als bei Angermünde mit Sturm, Nebel und Sprühregen der Morgen heraufgraute, schnürte mir die Kehle zu. Als ich in Greifswald aus dem Zug kletterte, war mir unfähig elend; und als ich dann, zwischen Pfählen hindurch, gegen den wüthenden, eisigen Sturm durch die ausgestorbenen Straßen mich kämpfte, packte mich eine förmliche Angst vor diesem neuen Leben; ich rannte in mein Gasthaus, schloß mich ins Stübchen ein und sann nach, ob es nicht besser sei, gleich am Abend noch mit meinen sieben Sachen nach Jena oder Göttingen oder sonstwohin zu entfliehen. Ich starrte ins Stipendienbuch, ich zählte mein Geld durch: es ging nicht. Ich mußte bleiben. Es dunkelte; ich war wie zerschlagen von den fast fünfhundert Kilometern im Bummelzuge; so mag ich eingeschlafen sein. Um Neun erwachte ich wieder und halb im Traume noch taumelte ich, da ich Hunger verspürte, hinunter in die alte Gaststube.

O Du großes Räthsel Stimmung! Draußen zwar tobte der Sturm weiter, aber hier prasselte anheimelnd das Feuer, klang das gemüthvolle Platt mir ins Ohr, sog ich einen seltsamen Duft ein, den Tabak, Bratfische und Grog gemischt hatten. Ich muß bleiben, hatte ich oben gestöhnt, als ich mein Budget nachrechnete. Ich bleibe, dachte ich mir, als der Wirth, zwei Meter hoch und einen breit, den vierten „Steifen“ vor mich hinsetzte und ein prachtvolles Gänseweißbier dazu. Nach solchem Trunk schlief ich, bis am späten Vormittag die Sonne mich aufscheuchte; dann lief ich geraden Weges ans Meer. Und dann fand ich auch eine Bude und schlenderte seelenvergnügt neben dem Dienstmann her, der mir den Koffer dahin trug, über den alten Wall, den in dichter Lage gelbe und rothe Blätter bedeckten. Auf diesem Gange trafen wir gezählte zwei Menschen. Beide ältere Herren, kaum mittelgroß, von guter Leibesfülle; und Beide grüßte mein Dienstmann ehrerbietig. Ich machte mit. Der Erste, erläuterte er mir dann, war der alte Landois und der Zweite (hier stockte er und sah mich unsicher an) der Konsistorialrath Cremer. Viel später ist mir klar geworden, was dieses Stocken zu bedeuten hatte. Der gute Mann wußte nicht, was für ein Fuchs ich sei, ein medizinischer oder ein theologischer (nur die zwei Fakultäten „zählten“), und so wußte er auch nicht, ob er den Namen Cremers ehrfürchtig oder abfällig aussprechen solle. Darum klang es schließlich rein sachlich, während „der alte Landois“ mir mit unverkennbarer Jovialität vorgestellt wurde.

Er war noch nicht einmal sechzig Jahre, der „alte“ Landois; und doch der Typus eines alten Gelehrten. Der wissenschaftliche Ehrgeiz hat ihn wohl nie allzu sehr geplagt; so jung er nur konnte, hat er das unbequeme Forschen eingestellt. Er war dann so eine Art jovialen Skeptikers und zugleich ein pfiffiger Praktikus allerersten Ranges geworden. Davon legt das greiß-

walder Physiologische Institut berebtes Zeugniß ab; von der Skepsis erlebte ich selbst eine köstliche Probe. Als ich durch Untersuchungen im leipziger Psychologischen Institut gefunden hatte, daß die Farben auf den äußersten Seitenzonen der Nethhaut nicht als Weiß, sondern als ihre eigene Komplementärfarbe gesehen würden, und mit Landois gelegentlich auf diese Existenz einer gegenfarbigen Zone zu sprechen kam, meinte er: „Ja, alter Freund, Das ist ja nun sehr ulkig; aber womöglich stimmt es gar nicht; wer weiß?“ Ich dachte dabei lebhaft an einen anderen Skeptiker unter meinen akademischen Lehrern, den leipziger großen Botaniker Pfeffer, der oft seine hinreißend geistvolle Besprechung eines Problems mit der kalten Douche beschloß: „Es kann so, kann aber auch anders sein.“ Im Uebrigen freilich versagt die Parallele. Geistvoll ist Landois nie gewesen, bahnbrechend auch nicht, tief eben so wenig. Aber wenn das gar oft mißbrauchte Wort vom gesunden Menschenverstand irgend eine Berechtigung hat, so bei ihm. Daß er nicht mehr besaß, mußte freilich Manchen enttäuschen. Selten bin ich in ein Kolleg mit so fiebrhafter Spannung gegangen wie in die erste Physiologiekunde. In einer Einleitung, so sagte ich mir, wird Landois über die biologischen Grundprobleme sprechen: Du Bois-Reymond, Haeckel, Weismann, Molekshott — die Heroen des jungen Mediziners — schwebten mir vor. Du lieber Himmel! Landois kam herein, blickte lächelnd über die Brille ins Auditorium, klapperte mit den Schlüsseln in der rechten Hosentasche und begann mit dem — wie immer — mit Partikeln überladenen Satz: „Nun also wollen wir uns in diesem Semester dem Blut zuwenden. Also das Blut ist seinem Aussehen nach . . .“ Dabei hatte er sein „Lehrbuch“ in einzelnen Truchbogen vor sich liegen und auch die Zuhörer saßen mit seinem Lehrbuch bewaffnet da und strichen mit blauem Bleistift durch, was der alte Landois beim Vortrag überging: all Das nämlich verlangte er auch im Examen nicht. Sehr erhebend wirkte diese Methode auf Einen, der, das Herz voll Enthusiasmus, in die Physiologie kam, nicht gerade. Und mehr als die Hälfte aller Vorlesungen habe ich während der zwei Semester sicher nicht gehört. Nein, er war kein Willy Kühne, der die Schüler zum höchsten Flug physiologischen Denkens fortzureißen vermochte. Aber er wollte es auch nicht sein. Dem stolzen: „Wir bilden Physiologen!“, das wohl dem heidelberger Großmeister der akademischen Lehrkunst vorgeschwebt haben mag, setzte Landois sein nüchternes: „Wir bilden praktische Aerzte!“ entgegen. Die theoretischen Köpfe, denen jede neueste Stoffwechselfhypothese geläufig ist, die aber keine Urinprobe richtig zu Stande bringen, waren ihm geradezu verhaßt; im Examen ließ er sie erbarmungslos fallen, — er, dessen Ansprüche sonst die denkbar bescheidensten waren. Ich habe nie begriffen, daß dieser Mann bei mindestens zwei Dritteln der Studenten als ein gefürchteter Examinator galt. Verlangte er doch eigentlich nur, was der

Arzt in jedem Moment seines Thuns gegenwärtig haben muß, um überhaupt logisch handeln zu können. Aber ein hervorragender Kliniker hat mit einmal geklagt, daß den meisten Medizinern nahezu jedes Interesse für die wissenschaftliche Grundlage ihres Handwerkes zu fehlen scheine. Ich weiß nicht, ob dieses pessimistische Urtheil gerecht ist; zu der sieberhaftesten Angst vor der Physiologieprüfung stimmt es leider recht gut. Woran Das liegen kann: an den Nachwirkungen des anatomischen Zeitalters, an der seit andert-halb Jahrzehnten offenkundigen Stagnation in der Physiologie, an der eigenartigen Vorbildung der meisten Mediziner? Ich weiß es nicht. Auch der alte Landois hat sich über die Ursachen wohl nie den Kopf zerbrochen, aber er rechnete mit dem Mangel an physiologischem Interesse als mit einem Faktum und darum gab er in seinem Kolleg eben nur, was mit den praktischen Bedürfnissen der Mediziner sich noch berührte. Vielleicht konnte er sich auch selbst am Besten und fühlte, daß seine Lehrbefähigung weiter kaum gereicht hätte; auf diesem engen Feld aber war er, trotz seinem unbeholfenen Vortrag, in seiner Art ein Meister. Ich möchte wetten, daß die meisten Mediziner von viel glänzenderen Lehrern nicht den Nutzen gehabt haben wie die Greifswalder von ihrem Landois.

Sein Lehrbuch ist ein Abbild dieser aufs Praktische gerichteten Methode. Große Physiologen haben es verspottet, weil es die gesammte Medizin, nur keine Physiologie enthalte und weil es mit seinen grob schematischen Abbildungen einem Bilderbuch ähnelte. Hier war des Alten wüthende Stelle: er hat diesen Kollegen ihre Kritik nie verziehen. Aber Moleschott hat das Buch enthusiastisch gelobt; und für eine gewisse Zeit und ein gewisses Bedürfnis mag es nicht zu übertreffen gewesen sein. Es birgt eine Ansammlung von Thatfachen und das eigentlich Physiologische ist durch den Druck geschickt hervorgehoben. Leider folgte Landois zuletzt nicht einmal mehr rezeptiv den Fortschritten der Forschung mit der nöthigen Theilnahme; deshalb stehen in den späteren Auflagen manche längst überholte und heute geradezu falsche Angaben. Mag das Buch aber mit dem Tode des Verfassers jetzt absterben oder mag ein Anderer ihm eine modernere Form geben: es bleibt ein interessantes Dokument aus einer Zeit, die dem Mediziner nicht das Minimum einer gründlichen naturwissenschaftlichen Vorbildung gewährte, so daß der Universitätslehrer alles Elementare nachholen mußte. Oder hätte wohl Landois sonst nöthig gehabt, seinem elektrophysiologischen Kapitel einen zwölf Seiten langen Kursus aus der Physik voranzuschicken? Daß er auch hier scharf erkannte, wo es den jungen Medizinern fehlte, wo Orientirung ihnen nötig sei: Das hat wohl dem kompilatorischen und in keiner Weise irgendwie durchgeistigten Wälzer — die „Bibel“ hieß es bei uns — seine riesige Popularität verschafft.

Ueber den Menschen Landois kursirten in Greifswald — und in welcher

kleinen Klatzschstadt wäre es anders? — recht verschiedene Urtheile; die Einen rühmten ihn als einen herzenguten Kerl, die Anderen schalteten ihn auf seinen Vortheil hindecht. Das ist ja ein Vorwurf, den jeder wohlhabende Gelehrte zu hören bekommt; Verschuldung oder Hungertod gilt offenbar kein Publikum als das dem Forscher Bezielende. Uns Medicinern ist Landois nur in einer einzigen menschlichen Rolle näher getreten; in der aber hat er auch seine beste Menschlichkeit bewährt. Er war lange Jahre hinturch Vorsitzender der ärztlichen Staatsprüfungskommission. Und ich glaube, in deutschen Landen lebt mancher Arzt, der es nur dem alten Landois verdankt, wenn er nach langem Bummelleben die Klippen des Examens noch glücklich umschiffte. Hier hat der Alte eine wahrhaft großartige Kunst der Menschenbehandlung bewiesen. Bald gütig, bald polternd, bald zurend, bald barsch befehlend, oft auch mit bissiger Ironie, stets aber mit Erfolg waltete er seines Amtes, die Jaghaften und Aengstlichen, die mehrfach Durchgefallenen und Eingeschüchterten vorwärts zu schieben und ihnen übers nächste Hinderniß fortzuhelfen. Und wo er Ungerechtigkeiten sah, fuhr er gelegentlich auch ohne Rücksicht zwischen die Examinatoren.

Er hing mit ganzer Seele an der akademischen Jugend und nichts war ihm mehr zuwider als die modische Strömung, die unsere Vernunftfreiheit einengen und die Universitäten mit bureaukratischem Dese salben möchte. Dafür hatte er kein Organ. Ich hörte ihn einmal ganz fürchterlich über den Professorentypus wettern, der in bureaukratischem Geiste gegenüber den Studenten von jedem und vom ganzen formalen „Rechte“ zu diesem oder jenem Vorgehen Gebrauch macht. Nicht minder aber war senile Amtsvernachlässigung ihm verhaßt; er selbst machte sich, weiß Gott, das Leben nicht übermäßig sauer, aber mit rechtem Instinkt fand er doch die Grenze, wo die Möglichkeit, tüchtige Ärzte heranzubilden, aufhört, und an der schönen Verjüngung, die der Ausgang des Jahrhunderts der greißwalder medizinischen Fakultät brachte, hat Landois keinen geringen Antheil. Den Theologen galt er freilich als der Typus der Abscheulichen um Karl Vogt, als materialistischer Eyniker. Und man kann nicht leugnen, daß er gelegentlich über religiöse Dinge Wize lieferte, die nicht gerade zur zarten Sorte gehörten. Wenigwürdig in einer Hinsicht: politisch nämlich war er ein streng konservativer Mann, — und Das heißt in Pommern Etwas. Bei den Wahlen socht er Schulter an Schulter mit einer anderen, an Jovialität und Popularität bei den Studenten ihn noch überragenden Persönlichkeit der alma mater, mit dem Geographen Rudolf Credner, den man getrost den beliebtesten greißwalder Universitätslehrer nennen darf und aus dessen Kolleg ich selbst als junger Fuchs flammenden Haß gegen das System Caprioi einsog...

Der Konsistorialrath war aus anderem Holz. Auch Hermann Cremer

freilich hat in seinem Leben wohl keine Minute für die Würdigung des Werdens Liberalismus erübrigt; auch er war, wie Landois, der westfälische Bauer von Herkunft und im oberflächlichen Typ; aber sonst schien eine Welt die Weiser, y. Heider, Kamin, von hin, verdrückt, Magian, des, Weigert, Stepis. In Sankt Jakobs Hallen, wo zum gelben Kerger der schwarzen Fakultät eine durch Heyns Führung zum radikalen protestantischen Liberalismus erzogene Gemeinde herrscht, mußte Cremer seiner Predigerpflicht in den akademischen Gottesdiensten genügen, die anhoben, wenn der liberale Keger das schlichte Kirchlein verlassen hatte: eine erbauliche Ironie der Komplikationen . . . Dort hörte ich ihn zum ersten Male. Ich war wie in einer anderen Welt; eben erst aus Haedels Schule entlassen und mit Straußens Wasser geweicht, hielt ich es schlechtthin für unmöglich, daß es Menschen geben könne, die ohne Heuchelei überhaupt „Etwas“ glaubten, geschweige denn gar Gelehrte, die ihre Glaubensforderung mit so eifriger Starrheit stellten. Und darum war diese Predigt ein menschlich großer Gewinn für meinen jungen Pantheismus. Ich hatte die überwältigende Gewißheit: der Mann da oben ist von jedem Worte, das über seine Lippen geht, durchdrungen; sein Fanatismus ist echt und ehrlich. Das gab zu denken. Manchen Mediziner habe ich später noch nach Sankt Jakob geschickt; überlegen lächelnd kamen sie heraus, aber von keinem vernahm ich das billige Urtheil, daß er Hermann Cremer für einen Heuchler halte. Nicht einmal für einen Ibioten. Nur: man begriff ihn nicht. Daß er ein ganzer Kerl war: dem Eindruck konnte man sich nicht entziehen. In den Studentenschichten, die ihn nicht selbst gehört hatten, bildeten sich allerdings die seltsamsten Urtheile über den „greißwalder Papst“. Die technischen Ertrungenschaften der kleinen Rufenstadt wurden mit Vorliebe an den Einfluß einzelner Professoren geknüpft, mit mehr oder minder großem Recht. Lüßler, der Hygieniker, trug die schwere Last des viel bespotteten und doch vortrefflichen Tonnenystems in der Fäkalienabfuhr (das „Achtelsystem“ hieß es im Hinblick auf die Größe der Tönnchen) auf seinem Leumund; Stoerd, der Staatsrechtslehrer, sollte das centrale Ereigniß eines durchschnittlichen greißwalder Wochentages, den D-Zug Berlin-Safnis, verschuldet haben; Cremer aber, so raunte man, habe das Uergste zu verantworten: die Einrichtung der Laternenbeleuchtung des Walls, von dem damit die früher ungehörten illegitimen Pärchen zum guten Theil verschwecht werden sollten. Eine heitere Interpretation; ob auch nur eine Spur von Wahrheit in der Fabel stecke, habe ich nie erfahren; ich weiß nur: diese sittenbessernde Beleuchtung war manchmal so wenig intensiv, daß ich mich eines Abends auf eins der verzögerten Paare buchstäblich gesetzt habe . . . Wehnlicher Wären aber gingen viele um, und wenn man an schönen frostigen Januarnachmittagen in der Wolgaster Straße oder auf dem Wall so ziemlich allen lustwandeln-

akademischen Würdenträgern begegnete — Landois und Cremer traf man fast sicher, Köppler und Stoerk nicht minder —, so wurden die artigen oder unartigen Anekdoten immer von Neuem aufgelischt.

Zu rechter Belibtheit hat Cremer es wohl überhaupt nur bei sehr wenigen Menschen gebracht. Der sympathische Schweizer Dettli, sein Fakultätskollege, schrieb ihm im Herbst einen Nekrolog. Durchaus keine Lobhudelei, von wohlthuender Gerechtigkeit sogar, aber auch von Zartgefühl diktiert. Und wer merkt, was dieses Zartgefühl zu decken muß, wird auch in diesem Nekrolog meine Annahme bestätigt finden. Cremer — Das hebt auch Dettli hervor — urtheilte über Menschen völlig impressionistisch, wie eben alle Vollnaturen es thun; und wo die Impression ungünstig war, konnte er abstoßend unliebenswert sein. Die kleine untersezte Erscheinung mit dem blickenden Auge und dem glattrasierten Gesicht mag zu solchen Erlebnissen keine verführerische Folie abgeben haben.

Einß aber nähert ihn wieder typisch dem jovialen alten Landois: das Vertrauen, das er, natürlich auf seine Art, zur akademischen Jugend hatte; er gönnte ihr alle Freiheit. Das unterscheidet ihn aufs Beste von diesen mit „Freigeistigkeit“ sich drapirenden Professoren, die doch immer nur die Freiheit so geben wollen, wie sie sie gerade meinen; die berliner Rektoratsgeschichte des letzten Jahrzehntes kann davon Einiges erzählen. Die greifswalder Akademische Lesehalle birgt in ihrem Desiderienbuch ein Autogramm Cremers, das mir den ganzen Mann in dieser rühmlichen Eigenart zeigt. Die Lesehalle ist nämlich so „staaterhaltend“ geleitet, daß keine links von der Bosphischen stehende Zeitung darin zu finden ist. Die ganze Verwaltung war zu meiner Zeit wie eingerosstet. Aber eines Tages ließ ich mir doch das Desiderienbuch zeigen. Allerlei Wünsche, unerfüllte natürlich. Und dann eine kräftige Handschrift: Hermann Cremer wünscht Anschaffung des . . . ja, des „Vorwärts“! Kein Anderer hat den Wunsch mitunterzeichnet, keiner ihn wiederholt. Einige Zeit danach kehrt der Antrag in dringenderer Form wieder; wieder einsam, wieder unberücksichtigt. So weit also reichte die Macht des „Papstes“ doch nicht, den mittelparteilichen Anglizianern, die das Institut leiteten, dieses Zugeständniß abzutrotzen. Später habe ich durch Leute, die Cremer näher kannten, mehr Züge seines Wesens kennen gelernt, die zu diesem Desiderium gut stimmten.

. . . Beide sind nun tot. Cremer wird in der Kirchengeschichte fortleben, länger jedenfalls als der alte Landois in der Historie der Medizin. Aber in der Auffassung ihres Lehrerberufes nach der intellektuellen wie nach der Seite der Charakterbildung darf man sie als Typen zusammen nennen. Auch Cremer wollte keine Disputirtheologen erziehen, sondern Geistliche, Pfarrer, wie er ja selbst als westfälischer Dorfpfarrer seine grundlegenden

Arbeiten verfaßt hatte. Beide waren praktische Naturen; non scholae, sed vitae docemus ihr Wahlspruch. Beide haben den kleinen Wirkungskreis in der Ostseestadt nie wieder mit einem anderen vertauscht; und Cremer wenigstens hatte mehrmals die Gelegenheit dazu; von Landois ist mir nicht berichtet, aber wie ich ihn kannte, glaube ich fast, auch er hätte für Greifswald optirt. So gelang ihnen freilich, was den ewig auf der Wanderung begriffenen Dozenten von heute meist unmöglich ist: sich fest in den Boden einzuwurzeln, auf dem sie wirkten. Sie repräsentirten einen Typus, der auf dem Aussterbeetat steht; vergebens habe ich mich in Berlin und Leipzig, in Heidelberg und Freiburg nach ähnlichen Persönlichkeiten umgesehen. Und so sind mir die Beiden gewissermaßen symbolisch, nicht gerade für einen prächtigen und leuchtenden, wohl aber für den guten, soliden Faden im Bande deutscher Hochschulentwicklung.

Karlsruhe.

Dr. phil. et med. Willy Hellpach.



Die Lücke.

Bis an den Rand des weißen Blatts Papier,
 Drauf meine Hand des Stiftes Spitze hält
 — Die Sehnsucht meines Herzens pulst in ihr —,
 Bis an den Rand des Blattes reicht die Welt.

Die Welt, das warme Leben endet hier;
 Und diese weiße Lücke in der Welt
 Sehnt sich nach Leben, saugt und saugt an mir,
 Bis sie ihr Theil von meinem Theil erhält.

Der Stift in meinen Fingern drängt und bebt,
 Aus meinem Herzen quillt es, Wort um Wort,
 Wie Tropfen Blutes nieder aufs Papier.

Die stumme Sehnsucht, die in mir gelebt,
 Hat Worte, ach, und stirbt mir und verdorrt . . .
 Und eine Lücke klappt nun schwarz in mir.

Prag.

Hugo Salus.



„Christus ein Germane“.

„ . . . tant il est commode
de poser sur les choses une
étiquette pour se dispenser
d'y revenir.“
Flaubert.

Goethe sagte einmal zu Eckermann: „Wer nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben.“ Das stolze Wort wird ihm so bald Keiner nachsprechen; verhältnißmäßig schnell kann aber heutzutage ein Autor, auch ohne ein Goethe zu sein, in die Lage kommen, daß eine Million Menschen über sein Werk redet und urtheilt; Leser des Werkes sind es nicht, aber Leser Dessen, was ein paar Leute — die es manchmal eben so wenig gelesen haben — darüber gesagt haben und was dann, dank Schere und Leimtopf, aus einer Zeitung in hunderte eindringt. Unsere Zeit dünkt sich besonders matter-of-fact und thut sich viel darauf zu Gute; in Wirklichkeit ist sie die Epoche der eifigen Mythenbildung. Das gilt auf jedem Felde, auch auf dem der Literatur. Wie sollten wir uns in der ungeheuren Menge der auf uns eindringenden Thatsachen zurechtfinden, wenn nicht der Instinkt zu mehr oder weniger gewaltsamen Vereinfachungen triebe? Jenes „Denken der Welt gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes“, über das uns Avenarius und Mach in den letzten Jahren so viel Beherzigendwerthes zu erzählen wußten, hat überall seine Stätte; und es erfordert ein weit geringeres Kraftmaß, sich einen Schriftsteller schlechtweg als ein Genie oder einen Eretin vorzustellen, als ihm in der vielseitigen Bedingtheit seiner Geburt, seiner Erziehung, seines Werdeganges, seiner Gaben gerecht zu werden. Also schnell das Wort, die Etikette, die vulgäre Mythe! Dank der Publizität unserer Tage ist die Sache bald geschehen: die künstliche Formel, „gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes“ gesunden, verdrängt die umständliche, mannichfach schillernde, schwer übersichtliche Wahrheit, — und man kann zur Tagesordnung übergehen. Schlimm für uns Alle. Denn das Individuum gewinnt nur langsam und zaudernd ein sicheres Verhältniß zur Umgebung, sein ununterbrochenes Werden verhindert, daß es sich je in einem einzelnen Werke ganz spiegle, das Werk gleitet gewissermaßen an ihm vorbei, steigert einige Züge, löscht andere aus; das Werk dagegen, um wahr zu sein, muß — und möge der Same noch so lange gelegen haben, bis er reif ward — wie eine Pflanze im Frühling hervorschießen: Alles Gestalt, Alles Zusammenhang und Interdependenz, Alles organische Logik, Nothwendigkeit, Abgeschlossenheit. Das ist der Widerstreit in aller Gestaltung: das Bewegliche will ein Beharrendes gebären. Doch wer kümmert sich um Verles? Wie wenige unserer Zeitgenossen fragen überhaupt nach dem „Buche“ im Buche! Thatsachen und Meinungen: die sucht man heute in einem Buche; der Schriftsteller ist

eine Art geistigen Lastträgers geworden; Falta soll er herbeischieben; „Mutter, der Mann mit dem Koks ist da.“ Nach Zahlen und Behauptungen blättert man mit der vorgefaßten Absicht, sie auszunutzen oder sie anzufechten, nicht blickt man nach Gestalten, um sie zu ermessen. Und die Heerschaar der politischen Parteimenschen und der wissenschaftlichen oder religiösen Dogmatiker macht dem Verfasser aus Meinungen — selbst aus solchen, die ihn so leicht umhängen wie der Mantel im Winde — ein Verbrechen, weil sie mit den eigenen zufällig nicht übereinstimmen, während Andere ihn im selben Augenblicke für die nämlichen Geringfügigkeiten preisen. Von dem Buch als solchem ist nicht die Rede. Es wäre ein Chaos, wenn nicht die vorhin erwähnte Mythenbildung dazwischen träte und Frieden schüfe.

In dieser Atmosphäre ist denn auch die Mythe meiner „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ entstanden; insofern zugleich meine eigene Mythe.

Daß in meinem Buch von etwas Anderem als von Rasse die Rede ist, erfährt man überhaupt nicht. Das ist ja schon eine ziemlich weitgehende Vereinfachung im Sinn des Prinzips des Kleinsten Kraftmaßes: der Stoff erscheint dadurch „vereinheitlicht“. Wie aber, wenn ich über die Rasse eigene Ansichten haben sollte? Das wäre schlimm, denn dann müßte man sie am Ende kennen lernen; also nein: ich gehöre zu den Wiederkäuern und bin ein bloßer Abklatsch Gobineaus. Zwar warne ich ausdrücklich vor den „Wahnvorstellungen“ des genialen französischen Diplomaten, weil mir die ganze Tendenz seiner Rassenlehre sowohl wissenschaftlich verfehlt wie praktisch bedenklich scheint, und von den Gobineaujüngern werde ich darum „ein Typus der englischen gelbweißen Degeneration“ geschimpft. Das thut aber nichts; es wäre sonst gar zu anstrengend: also gilt die Gleichung Chamberlain = Gobineau. Wer Gobineau kennt, kennt Chamberlain: ein Reingewinn an Zeit und Kraft von fünfzig Prozent. Chamberlain ist aber noch einfacher als Gobineau. Denn während Gobineau drei Urrassen annimmt und dann die edle weiße durch allerhand Mischungen verfolgt, kennt Chamberlain überhaupt nur eine Rasse, die ernstlich in Betracht käme: „Für Chamberlain ist, wie man weiß, jeder tüchtige Kerl der Weltgeschichte ein Germane“ (wörtliches Citat aus einem anthropologischen Fachwerk des Jahres 1903). Hellenen kenne ich nicht, Römer nicht, Indoarier, Syrer, Semiten, Chinesen, Juden, Basken u. s. w. nicht; überall auf der ganzen Welt, von den ältesten Zeiten bis heute, sehe ich nur Germanen am Werk. Weiter geht es mit der Vereinfachung kaum. Noch fehlt aber die pittoreske Formel, die parabohe Verkürzung, das mythische Bild, das sich bequem und unvergeßlich im Hirn tragen lasse. Und richtig, plötzlich war auch Das da und lautete: Chamberlain lehrt, Christus sei ein Germane. Jetzt brauche ich um meine Unsterblichkeit nicht besorgt zu sein; ferne Geschlechter werden an trüben Regen-

lagen meiner mit heiterem Dante gedenken. Vor einigen Jahren hat, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, irgend ein obskurer Schwärmer wirklich die These „Christus ein Germane“ verfochten; ich habe das Opus nicht gelesen, ich lese nie Unsinne; bei mir findet jenes Gesetz des kleinsten Kraftmaßes seinen Ausdruck in dem Verhältniß der Lecture zum umgekehrten Quadrate des Papierkorbes. Vielleicht ist Das aber der Same, der heute zu so prächtiger Blüthe emporgeschossen ist; denn man versichert mich, ein erbotter Pastor habe als Erster das Wort in Umlauf gebracht, indem er von einer Stadt zur anderen reiste und es in Vorträgen als Inhalt meiner „Grundlagen“ der öffentlichen Verhöhnung preisgab; vermuthlich hat er mich mit jenem braven Manne verwechselt. Doch nie läßt sich genau feststellen, wie solche Mythen entstehen. Diese ist so köstlich, daß sie sich sofort mit der Schnelligkeit des Lichtes verbreitete. Wo mein Name genannt wird, gleich taucht daneben auf: Christus ein Germane. Das ist jetzt mein Schatten; und wird es wohl bleiben. In Zeitungen, Zeitschriften, Büchern lese ich die Worte; aus Gesprächen werden sie mir erzählt. Kürzlich wurde ich in Italien genannt; mein Name ist dort unbekannt. Wer ist dieser Chamberlain? fragte man; prompt antwortete der stets gut informirte Secolo: „Chamberlain è quel filosofo alla moda, che dice, Cristo sia stato un Germano.“ Und von jenseits des Ozeans tönt es — in verbesserter Yankee-fassung — herüber: „Mr. Chamberlain is the extraordinary man who pretends that Christ was a German“; also Christus ein Deutscher! Und übrigens, während man dabei ist, warum nicht? Quand on prend du galon, on ne saurait trop en prendre. Das ist hinfüro meine Personalbeschreibung, die Diagnose meiner Individualität; und in meinen Paß, in jene Rubrik für „besondere Kennzeichen“, wo sonst bei jedem Menschen „keine“ steht, schreibt jetzt die Polizei ein: Er behauptet, Christus sei ein Germane.

Daß kein Mensch gegen solche Mythen Etwas ausrichten kann, weiß ich; die Dichtung führt ein zäheres Leben als die farblosere Wirklichkeit; dem großen Publikum gegenüber sage ich mich in das Unvermeidliche. Doch immerhin darf man zwischen Publikum und Publikum unterscheiden. Und als ich kürzlich in der „Zukunft“ diese selben Streubriefworte las, und zwar aus der Feder eines geachteten Gelehrten, da regte sich in mir Etwas wie Auslehnung. Mein Name war in dem betreffenden Aufsatz wohl sechsmal genannt: zweimal zu dem unsinnigen Refrain „Christus ein Germane“, die anderen Male zu ähnlichen Redensarten, die meinem Wesen und meinem Werke gleich fern stehen und die manchmal das buchstäblich genaue Gegentheil Dessen sind, was ich in Wirklichkeit gesagt habe. Einzig die germanische Herkunft Dantes stimmte, die aber nicht von mir in eigenmächtiger Phantasterei erfunden, sondern von keinem Geringeren als dem Professor Franz Xaver

Kraus in seinem großen Dantewerk, auf Grund dokumentarischer Nachweise, behauptet und zu großer Wahrscheinlichkeit erhoben worden ist; wenn Gelehrte nach vollen sieben Jahren noch nichts davon erfahren haben, ist es bedauerlich, doch nicht meine Schuld; manche von ihnen wissen recht viele Dinge nicht, die ihnen bald die Augen austreten werden. Dafür sind sie, wie man sieht, auf dem Laufenden, was die Populärmythen betrifft. Ich meine, wir sollten auf Aristokratie des Geistes nicht so ganz und gar Verzicht leisten. Das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes in Ehren: die Mythen des Bildungsböbels dürften aber nicht unter akademisch Geschulten Heimathrecht besitzen.

Mein Buch ist ohne jede Spur von subjektiver Vorsicht geschrieben; ich glaube, es kann in Bezug auf rücksichtslose, innerlichste Offenheit den Vergleich mit Rousseaus Confessions bestehen; manchmal erschrak ich selbst vor dem wehrlosen Freimuth meiner Worte; ich vermochte aber nicht anders zu sprechen; es war eben nicht Arglosigkeit, sondern das Gesetz dieses Werkes. Wie naht steht es aber deshalb nun da! Wie leicht ist es an tausend Orten anzugreifen! Dazu die Thatsache, daß es als Ganzes gedacht und geschaffen ist, daß Alles zu Allem in Beziehung steht, so daß man aus Bruchstücken oder durch das übliche Blättern gar keine Kenntniß von dem Werke gewinnen kann, da fast jeder herausgerissene Satz in falscher Perspektive erblickt wird. Descartes verlangt, man solle seine „Principia“ en un après-dîner ainsi qu'un roman lesen; erst das Ganze, dann die Theile, nicht umgekehrt: Das ist ja das Gesetz alles synthetischen Denkens. Ich könnte einen der bedeutendsten lebenden deutschen Gelehrten nennen, der meine „Grundlagen“ in vier oder fünf Tagen gelesen hat: Das war richtig gelesen; diesem Lesen verdanke ich des Forschers heutiges förderndes Interesse. Zu Alledem bedente man schließlich noch, wie manches thatsächlich Falsche und wie viele ansehbare Behauptungen bei der Behandlung eines so ungeheuren Komplexes von Gebieten vorkommen müssen, — müssen, wenn der Verfasser über noch so umfangreiche Kenntnisse verfügt hätte. In einer einzigen Beziehung war ich vorsichtig; auch nicht, um eine Schanze gegen Anfeindungen aufzurichten, sondern aus Achtung vor einem rein literarischen Gewissensgebot. Georg Christoph Lichtenberg, der ständige Rathgeber Aler, die es mit den Dingen des Geistes ernst meinen, empfiehlt, „unter jedes Buch in einem verständlichen Maß den Radius des Kreises anzugeben, in welchem es gelten soll“. Das zu thun, war ich redlich bemüht; wer das vier Seiten lange Vorwort zur ersten Auflage und die zwei erst-n Seiten der Allgemeinen Einleitung liest, weiß genau, was ich will und nicht will, was ich zu leisten unternehme und nicht unternehme; jede Möglichkeit eines Mißverständnisses ist ausgeschlossen. Aber abgesehen von diesem einen Vorbehalt ist mein Werk nach allen Seiten schußlos. Und da frage ich mich: sollte es wirklich nöthig

und anständig sein, statt es direkt und offen anzugreifen, zu lächerlichen Volksmuthen Zuflucht zu nehmen, um es so, durch unwahre Behauptungen, bei vernünftigen Menschen in Verruf zu bringen? Wäre es nicht würdiger und für die Wissenschaft selbst erspriesslicher, wenn auch grundsätzliche Gegner Ernstem Ernstes entgegensetzten?

Niemand kann die Wissenschaft höher ehren als ich; durch Bildung und natürliche Reigung gehöre ich ihr an; nicht ohne tiefere Absicht habe ich in ihre „Grundlagen“ einem rühmlichst bekannten Naturforscher zugeeignet; es geschah, wie auf dem Widmungblatt zu lesen steht, „als Bekenntniß.“ Doch giebt es einen Hochmuth des Wissens, der des Teufels ist; des Wissens um blinde, inhaltsleere, bedeutungslose Thatfachen, die jeder Esel erfahren kann, wenn er Geld genug besitzt oder Prügel genug kriegt; des Wissens, das das glückselige Alterthum durch Sklaven — wie sich gehörte — mittheilen ließ; des Wissens, das, wenn es einem Durchschnittshirn im Uebermaß eingeammelt wird, das Urtheil lahmlegt (wie Kant an zwanzig Orten bemerkt) und jedes Gefühl für die feinen Unterscheidungen unseres Geisteslebens auslöscht. Schon innerhalb der eigentlichen Wissenschaften läßt sich der — übrigens stets beherzigenswerthe — Grundsatz des Spezialfachthumes nicht konsequent bis ans Ende durchführen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wirkliches Leben überall erst an Grenzen entsteht. Und faßt man den größeren Komplex — die Wissenschaft als Ganzes — ins Auge, so darf man behaupten, er wäre kulturell völlig werthlos, wenn nicht das philosophische Denken, das nicht „wissenschaftliche“, sondern gestaltende, künstlerische Denken hinzuträte. Dies ist das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes in seiner Anwendung auf wahre Kultur, nicht auf Zeitungen und systematische Volksverblödung. Wahrheit ist nicht ein fertiges Ding, das am Wege liegt und nach dem man sich nur zu bücken braucht; sondern Wahrheit wird immer erst aus Mehrerei erzeugt; sie ist eine Legirung. Ohne Kunst läßt sich diese nicht bewerkstelligen. Nirgends ist Das deutlicher wahrzunehmen als bei der Anthropologie, der Lehre vom Menschen. Wer das ganze Gebiet nicht übersehen, kann keine gültigen Urtheile abgeben; übersehen aber im sachmännischen, spezialistischen Sinn kann es kein Sterblicher. Wer die Anatomie beherrscht, ist ein Laie in Bezug auf historische Wissenschaften; und umgekehrt. Die Spezialisirung geht aber viel weiter. Der Prähistoriker ist nicht Historiker, der Linguist eben so wenig, alle Drei können nur in einem unsachmännischen Sinn Ethnologen sein und alle Vier sind überhaupt nicht Anatomen, weil Dies allein ein ganzes Leben erfordert. Welches Unheil aber die bloßen Anatomen anrichten können, hat die Geschichte der Anthropologie der letzten vierzig Jahre gelehrt; eine geradezu schauerliche, echt mönchisch-scholastische Wort- und Zahlwissenschaft der Kraniometrie hatte Alles an sich gerafft und zuletzt jedes ge-

sunde, freie Sehen und Urtheilen erstickt; endlich athmet heute die Wissenschaft wie von einem Alb befreit auf: sie darf aus dem Beinhäus hinaus-treten in die Sonne der Lebendigen. Um hier der Wahrheit annähernd auf die Spur zu rücken, wird es immer — nebst der unerläßlichen umfassenden Einsicht in die Hauptergebnisse der verschiedenen Wissenschaftszweige, mit anderen Worten: nebst dem Besitz des Rohmaterials — in erster Reihe auf die Schärfe des Blickes und auf die Qualität des Urtheilsvermögens ankommen.

Hier ist nun, glaube ich, eine Erwägung sehr wichtig, die ich in den „Grundlagen“ unter dem Stichwort „das exakte Nichtwissen“ der besonderen Beachtung meiner Leser zu empfehlen bemüht war; auch Kant unterschreibt eine „szientifische Unwissenheit“ von der „gemeinen“ und sagt, sie bestehe darin, „kunstmäßig oder auf eine gelehrte Art unwissend zu sein“. Innerhalb seines Spezialfaches wendet der Forscher diesen Grundsatz scharf und streng an; er weiß genau, wo das Nichtwissen anhebt, und läßt sich da deshalb auch nicht leicht Etwas vormachen. Das gilt aber nur für das allerengste Fachgebiet. Hinter dessen Grenze ist selbst der Spezialist meist sehr unsicher; die Offenbarungen eines Ernst Haeckel sind nicht um ein Haar weniger phantastisch als die des Moses; im Gegentheil. Wer aber gar außerhalb aller praktischen Naturforschung steht und — etwa als Jurist oder Theologe oder Philosoph — ihre Methoden und thatsächlichen Leistungen nur vom Hörensagen kennt, Der hat fast durchweg überhaupt keine Vorstellung von den Grenzen, bis wohin das wirklich exakte Wissen in Bezug auf Naturdinge reicht; deshalb fehlt auch seinem Nichtwissen die „Exaktheit“. Und darum — weil die kunstmäßige und gelehrte Unwissenheit fehlt — wird vom Publikum, auch vom gelehrten, phantastisches, völlig unhaltbares Gerede über allerlei Fragen — so auch über Menschenrassen und Aehnliches — ernst genommen und mit aller Feierlichkeit erörtert; Niemand merkt, daß die Grenzen verwischt sind; es genügt, wenn in irgend einem Bruchtheil des Werkes etwas sogenannte „exakte Wissenschaft“, unter den üblichen offiziellen Kantelen, sich breitmacht. Wogegen Versuche, die sich behutsam auf wahre Empirie beschränken und somit der Wahrheit nahkommen — der Wahrheit, die ja stets viel überraschender ist als die künstlichen Konstruktionen des Menschenhirnes —, als phantastisch und willkürlich verschrien werden. Man glaubt nicht, welche Masse Wissensstoff brachliegt, nur weil wir das exakte Nichtwissen nicht scharf erfassen und nun jenseits der Grenze mit allen Schein-ceremonien einer gewissenhaftesten Erfahrungswissenschaft herumschwärmen, wogegen des Guten und Belehrenden in der Nähe so viel zu holen wäre, wenn wir es nur zu ergreifen verstünden. In diesem Sinn ist Alles gemeint, was ich in meinen „Grundlagen“ zur Rassenfrage beigebracht habe und was heute nicht noch einmal wiederholt werden soll.

Doch da die gegen mich ins Feld geführte verleumderische Mythe an die Rassenfrage anknüpft und ich mich hier gegen diese Schattengestalt wehre, möchte ich zum Schluß mit einer anderen Mythe dienen, die mir, ich gestehe es, besser als die erste gefällt. „Zu Gleichem Gleiches, was auch Einer lit“, ist ein alter Grundsatz aller Beschwörungskunst; also Mythe gegen Mythe.

Alle Freunde echter Wissenschaft betrauern den Heimgang des Kulturhistorikers und Ethnologen Heinrich Schurz. Das war eine wirklich schöpferische Natur. Rüstern und streng empirisch in seinen Methoden, ein Fachmann durch und durch, besaß er zugleich den angeborenen Blick, der die dunklen Thatsachen beleuchtet. Seine Untersuchungen über Männerbunde und Altersklassen, seine Beiträge zu Helmoltz Weltgeschichte, namentlich seine Nachweise über die Grundlebensbedingungen des Nomadenthumes haben ganz neue Erkenntnisse gezeigt. Meine „Grundlagen“ gewannen mir die Freundschaft des seltenen Mannes. Ich hatte keinerlei unmittelbare oder mittelbare Beziehungen zu ihm besessen; seine Arbeiten waren mir leider noch unbekannt gewesen, als ich mein Buch schrieb. Er las aber die „Grundlagen“ gleich in der ersten Auflage und schrieb mir sofort darauf; wir wechselten dann öfter Briefe und er schickte mir fortan Alles, was er veröffentlichte. Gerade vor einem Jahr, auf der Heimkehr von seiner letzten Forschungsreise, besuchte er mich in Wien und brachte den Abend bei mir zu; schon von Smyrna aus hatte er seinen Besuch angekündigt, damit wir uns ja nicht verfehlten. Da ich nicht der Autolatrie ergeben bin, fragte ich ihn offen, wie es komme, daß er, der gelehrte Spezialist, ein so reges Interesse für meine Ansichten über Rasse und Kultur und die damit zusammenhängenden geschichtlichen Probleme bekunde, der ich doch aus der Beschränktheit meines Wissens nie ein Hehl gemacht habe. „Aus dem einfachen Grunde“, entgegnete Schurz, „weil Sie, nach meiner Ueberzeugung, der einzige lebende Mann sind, der in diesen Dingen vom weltgeschichtlichen Standpunkt aus klar sieht.“ Ich lachte laut auf; doch Schurz fuhr in seiner stillen Weise, die tiefblickenden Augen auf mich geheftet, fort: „Nein, lachen Sie nicht; es ist nicht anders, als ich sage. Die Leute, die sich mit diesen Problemen befassen, gehören zwei Klassen an: es sind entweder Fachmänner oder Phantasten; eine dritte Klasse kann man höchstens insofern statuiren, als einzelne Fachmänner zugleich Phantasten sind. Wir Fachmänner nun stehen den Thatsachen viel zu nah, wir stoßen mit der Nase daran, ihre Masse erdrückt uns, von Ueberblick, von freiem Urtheil ist bei uns keine Rede; die Phantasten aber, — nun, sie sind eben Phantasten, sie kennen keinen Respekt vor Thatsachen und schaffen heillose Konfusion. Dagegen besitzen Sie...“ Nein, hier breche ich doch lieber ab; es genügt vollkommen, wenn ich auf die Sympathie und die Achtung hingewiesen habe, die dieser Forscher meinen Versuchen entgegen-

brachte. Daß eine sehr bedeutende Ueberschätzung in seiner Auffassung lag, ist sicher; persönliche Sympathie wird im Spiel gewesen sein und außerdem mögen rein subjektive Eindrücke des Augenblickes die übertriebene Werthschätzung vorübergehend noch gesteigert haben; namentlich vermute ich aber, daß er, der geniale Forscher, der, abgesehen von seinen bekannten Leistungen, noch hundert Erkenntnissen auf der Spur war, in meinen Darlegungen Dinge erblickt hat, die er selber mit seinem reicheren Wissen erst hineindeutete oder die mir wenigstens unbewußt geblieben waren. Dem, der den richtigen Weg zur Wahrheit wandelt, eilen ihre Boten entgegen. Doch wenn auch ohne Zweifel diese Auffassung Schurzens aus jenem selben Prinzip des kleinsten Kraftmaßes hervorging und lediglich als „Mythe“ zu betrachten ist: diese Mythe halte ich getrost der anderen entgegen. Denn Schurz konnte wenigstens meine „Grundlagen“; trotz seinen vielen Arbeiten hatte er, wie er mir sagte, die Zeit gefunden, sie mehrmals zu lesen. Wer hingegen die sinnlose Lüge von „Christus dem Germanen“ gegen mich ausspielt, wer mich mit Gobineau identifizirt und behauptet, ich „erblicke in der ganzen Weltgeschichte nur eine einzige Rasse am Werk“, wo ich doch die Annahme von Urrassen überhaupt als sinnlos verwerfe und die Worte schreibe: „Schließlich bleibt der Semit, als Begriff einer Urrasse, gleichwie der Arier, einer jener Rechenpfennige, ohne welche man sich nicht verständigen könnte, die man sich aber wohl hüten muß, für bare Münze zu halten“, wo ich doch ausdrücklich lehre — wie mich die gesammte Biologie gelehrt hat —, Rasse sei „ein plastisch bewegliches Wesen“, das nach und nach entstehe und nach und nach vergehe, wer den Ausdruck „Germanen“ gegen mich ins Feld führt, ohne zu bedenken, daß dieses Wort bei mir den ganzen Komplex der slavofeltogermanischen Europäer umfaßt und laut Definition identisch ist mit dem *Homo europaeus, albus, sanguineus* des Linnæus: wer Das thut, ist entweder so geblendet durch wissenschaftlichen und politischen Fanatismus, daß er nicht zu lesen versteht, oder aber er redet von einem Buch, das er überhaupt nicht kennt, was eben so unwissenschaftlich wie unbillig ist.

Wien.

Houston Stewart Chamberlain.



Der Sucher.

Als die Gefährten staunend von den Masten
Die Insel aller Seligkeit erschauten,
Zu der des Meisters Wille sie gesteuert,
Da priesen sie den Kühnen, lang Verhafteten,
Der sie mit Gluth und Sehnsucht angefeuert.
Doch als die Ziele ihm entgegenblauten,
Wurde er still. Er fürchtete das Rasten.

Sein Herz verging in Weh, als die Gefährten
 Mit irrer Inbrunst diese Ufer grüßten,
 Die licht und schön wie Gottes Traumbild waren.
 Mit Duft und Lied umfingen sie die Gärten
 Und lockten lieblich mit den wunderbaren
 Bekränzten Frauen, die an süßen Brüsten
 Die letzte Sehnsucht sie vergessen lehrten.

Und als das linde Band der Rosenmauer
 Sehnsucht und Seligkeit in sich vermählte,
 Als Lustfanale purpurn aufgegluthet
 Und jählings Ströme fremder Jubelschauer
 Aufzuckend in die Einsamkeit geblutet,
 Die sacht sein Herz zu neuer Inbrunst stählte,
 Da schritt er abseits in verhüllter Trauer.

Und ruhte, wo mit wehmuthdunklen Zweigen
 Cypressen träumten und die Sykomoren
 Sich finster ballten wie verstrickte Hände.
 Tieftraurig sang der Wind auf fernen Gelgen
 Und traurig sprach er sich sein Lied zu Ende:
 „Was er besaß, Das war ihm längst verloren
 Und nur, was er ersehnte, noch sein Eigen.“

Sanft blühte aus der Nacht das Unbegrenzte,
 Die letzte Seligkeit, die noch sein Sinn begehrte.
 Die ferne funkelte mit zitternden Rubinen . . .
 Und als der Himmel sich mit Sternen kränzte,
 Die ihm wie Kronen köhner Thaten schienen,
 Da schritt er einsam mit dem blanken Schwerte
 Zum Strande, wo der Tempel silbern glänzte,

Und ließ auf den verlassenen Altären
 Die goldnen Spangen, die ihm nutzlos deuchten.
 Noch einmal fing sein Blick die tote Kunde:
 Dann stieß sein Ruder trotzig von den Schären
 Das Boot ins Meer. Auf seinem blaffen Munde
 Stand Schweigen, doch die Stirne trug das Leuchten
 Der Gottversucher, die nicht wiederkehren . . .

Wien.

Stefan Zweig.



Oppenheimers Marx.

Zwölf Jahre ist's her, seit ich hier den Verfasser des Werkes „Großgrundeigentum und soziale Frage“, Herrn Dr. Franz Oppenheimer, als den „Ratifundien-Marx“ bezeichnete. Seitdem hat Oppenheimer eine Reihe neuer Schriften veröffentlicht, die sich alle in einer Richtung bewegen und die schon in seinem „Grundeigentum“ vorgetragene Idee immer tiefer begründen. Und nun ist wieder eine Schrift von ihm erschienen: „Das Grundgesetz der marxistischen Gesellschaftslehre“, worin er seine Idee, daß nicht der „Kapitalismus“, sondern das „Großgrundeigentum“ an dem Arbeiterelend die Schuld trage, in einer überaus glücklichen Polemik gegen Marxens Lehre von der „kapitalistischen Akkumulation“ siegreich durchführt. Noch mehr als fünf Jahren bestätigt sich, daß Oppenheimer wirklich Der ist, als den ich ihn bezeichnete, — ein Marx II, der sein scharfes Geschloß nicht gegen den Kapitalismus, sondern gegen das Großgrundeigentum schleudert und es mit der selben Wucht trifft, mit der einst Marx I den Kapitalismus angriff. In seiner neuesten Schrift ist es allerdings zunächst Marx I, der die Beche bezahlen muß; denn Oppenheimer weist ihm nach, daß er dem „Kapitalismus“ ankreidete, was das Großgrundeigentum verschuldet hat und noch verschuldet.

Marx stellte bekanntlich ein „Gesetz der kapitalistischen Akkumulation“ auf, wonach mit dem Wachstum des Kapitals die „Lazarusschicht der Arbeiterklasse“, die „industrielle Reservearmee“ und mit ihr das Arbeiterelend wächst. Dieses trostlose Gesetz gewährt nur einen blutigen Hoffnungstrahl. Denn da das Kapital zugleich die Tendenz hat, sich in immer weniger Händen zu konzentrieren, so muß einmal der Tag kommen, wo die Gesamtheit der Expropriierten die wenigen Expropriateure gewaltsam expropriert, der Tag der blutigen Abrechnung, der große Kladderadatsch. (Zusammenbruchstheorie.) Es ist möglich, daß in dieser Prognose eine der Ursachen des riesigen literarischen Erfolges des Marxismus lag: denn die Menschen, die solcher Prognose zujubeln, sind ja stets in der Mehrheit. Ohne Zweifel verdankte aber auch der Marxismus seinen großartigen Erfolg der glänzenden Dialektik und der scharfsinnigen deduktiven Methode seines Schöpfers, gegen die nicht bald Einer aufkommen konnte. Oppenheimer bemerkt ganz richtig, daß „Marx nur durch Marxens Methode überwunden werden kann.“ Das versucht er nun selbst.

Oppenheimer wirft Marx mit Recht vor, daß er zwei gleichzeitige Erscheinungen, nur weil sie gleichzeitig sind, in ein Kausalverhältnis bringt, obwohl sie von einander ganz unabhängig sind und nur aus zufälligen äußeren Ursachen zusammentreffen und auf einander wirken. Oppenheimer bestreitet, daß die „kapitalistische Akkumulation“ eine immer wachsende „industrielle Reservearmee“ erzeuge. Das sei ein grober Irrthum. Die Reservearmee

wird ganz unabhängig vom Kapitalismus und von der kapitalistischen Akkumulation erzeugt: vom Großgrundeigenthum. Diese Thatsache hat ja Oppenheimer schon vor fünf Jahren bewiesen; der Reiz seiner neuesten Schrift liegt darin, daß er seine Behauptung diesmal gegen Marx geltend macht, dem er nachweist, daß er diese Thatsache überseh und das Entstehen der wachsenden „industriellen Reservearmee“ in einen ganz mystischen Kausalzusammenhang mit der kapitalistischen Akkumulation brachte. Dieser Nachweis ist Oppenheimer gelungen. Mag der Kapitalismus sich akkumuliren, so viel er will und kann: da er Menschen nicht erzeugen kann, müßte mit wachsender Industrie der Arbeitslohn steigen, — und das marxische Gesetz fiel ins Wasser. Nur der zufällige Umstand, daß gleichzeitig das Großgrundeigenthum „vogelfreie Landproletarier“ erzeugt, liefert der kapitalistischen Industrie ihre Reservearmee und gestattet ihr, den Arbeitslohn zu drücken und Elend zu schaffen.

„Die niederste Lohnklasse“, sagt Oppenheimer, „die zahlreichste und schlechtestgestellte, die, deren Konkurrenz das Emporstreben aller anderen Klassen zurückhält, wird nicht durch die Ungelernten der Industrie gebildet, sondern in jeder Volkswirtschaft mit Freizügigkeit durch die Landarbeiter.“ Als es noch keine Freizügigkeit gab, als „der freie Zug vom Lande durch die Schollenpflichtigkeit oder der freie Zug in die Städte durch Kirchspiel- und Armen-gesetze oder zünftlerische Privilegien gehemmt ist, bildeten die Landproletarier eine abgeforderte Lohnklasse für sich, ohne Verbindung mit den städtischen Lohnarbeitern.“ Wenn aber „die städtische Entwicklung, der Kapitalismus, die Fesseln des freien Zuges sprengt, dann vollzieht sich die Ausgleichung zwischen den beiden bisher geschiedenen Lohnklassen mit einem Schlage, explosiv; der gestaute Strom des Landproletariates überschwemmt die Industrie mit seinem Hungerangebot, bietet seine Arbeitskraft zu einem Preis an, der seinen unendlich niederen Lebensansprüchen genügt, und reißt dadurch fürs Erste die städtischen Löhne plötzlich in die Tiefe. Dann scheint es den industrie-centrisch befangenen Volkswirthen, als habe der Kapitalismus das himmelschreiende Elend, die schmutzige Noth, die Brutalität und Verkommenheit in den Städten entstehen lassen: in der That aber ließ er nur das längst auf dem Lande vorhandene, verborgene Elend in den Städten zum Vorschein kommen.“ Die Schlussfolgerung, die Oppenheimer aus diesen Feststellungen zieht und die er seit Jahren wiederholt, lautet: Schaffen wir das Großgrundeigenthum ab, dann verstopfen wir die so reichlich sprudelnde Proletarierquelle und dann mögen die Unternehmer zuschauen, woher sie ihre Arbeiter rekrutiren; dann giebt's keine „Reservearmee“ und der Kapitalismus muß sich zu anständigen Löhnen herbeilassen, das Tempo der Akkumulation wird sich verlangsamen und Elend und Noth brauchen dann nicht den Gegenpol des Kapitalismus zu bilden.

Wäre nun der Staat ausschließlich eine wirtschaftliche Einrichtung zu wirtschaftlichen Zwecken, die die Aufgabe hätte, die materielle Wohlfahrt aller Mitglieder in gleicher Weise sicherzustellen, so wäre Oppenheimer als Geldser aus Noth und Elend zu beglücken. Denn er hat schlagend nachgewiesen, wo die Ursache der sozialen Noth steckt, und man brauchte nur seinem Rath zu folgen: und keine Akkumulation des Kapitals könnte eine industrielle Reservearmee aus dem Boden stampfen. Leider verhält sich aber die Sache nicht ganz so. Wohl ist der Staat auch eine wirtschaftliche Organisation; aber sein Zweck ist jedenfalls nicht die gleiche Vertheilung der wirtschaftlichen Güter. Die ungleiche Vertheilung ist ja kein Zufall und keine Folge politischer Unersahrenheit. Sie beruht auf schlauer Berechnung; sie ist ein Werk der Politik. Sie wird nämlich von der herrschenden Klasse herbeigeführt, die ihre wirtschaftliche Organisation so einrichtet, daß aus dieser Einrichtung die ungleiche Theilung der wirtschaftlichen Güter folgt. Das bewirkt sie durch die Herrschaft. Das beste Mittel aber, eine Herrschaft zu begründen, war von je her das Großgrundeigenthum.

Das weiß Oppenheimer sehr gut; er sagt: „Der einzelne Mensch kann seine Bedürfnisse auch dadurch befriedigen, daß er sich die Arbeitsprodukte anderer Menschen ohne äquivalente Gegenleistung aneignet. Diese Art nennt ich das politische Mittel der Bedürfnisbefriedigung. Das primitive politische Mittel ist der Raub und der Raubkrieg, in der alten Welt in allen Erdtheilen gerichtet von Hirten (Nomaden) gegen Ackerbauer. Aus dem unregelmäßigen Raube stammfremder Hirten entfaltet sich die geregelte Besteuerung der Bauern durch einen im Lande festgesetzten Hirtenadel. Das Ziel bleibt das selbe: die Grundrente; nur das Mittel hat sich geändert; es heißt jetzt: der Staat!“ Wenn Oppenheimer den Staat so auffaßt, wird er auch wohl in dem Großgrundeigenthum nichts Anderes sehen als ein wirtschaftliches „Mittel der Herrschaft.“ Was bedeutet dann aber sein Vorschlag: Beseitigen wir das Großgrundeigenthum, auf daß es den Armen und Elenden besser ergehe? Man könnte glauben, einen utopischen Wunsch zu hören.

Doch Oppenheimers Darstellung ist zugleich das Zeichen einer Zeit, wo das Großgrundeigenthum als „feudale Machtposition“ in seinen Grundfesten erschüttert ist. In einem solchen Augenblick ist allerdings der wissenschaftliche Nachweis der Gemeinschädlichkeit des Großgrundeigenthumes sehr wichtig. Dadurch, daß er das einseitig-politische Interesse aufdeckt, das sich an die Erhaltung des Großgrundeigenthumes knüpft, entzieht Oppenheimer den Argumenten aller Junkerparteien, die Schutzmaßregeln erstreben, den Boden. Darin sehe ich die Hauptbedeutung des neuen Werkes.

Graz.

Professor Ludwig Gumplowicz.

*) S. in meinem Buch „Rechtsstaat und Sozialismus“ (1881) den Abschnitt (III § 15) das „Eigenthum als Herrschaftsmittel.“

Klassische Kunst.

Das Merkmal der klassischen Kunst war zu allen Zeiten die sachlich-logische Komposition. Von einem klassischen Werk wurde in erster Reihe „Form“ verlangt, und zwar eine Form, die sich mit ihrem Inhalt vollständig deckte. Ein romantischer Dichter durfte sich erlauben, etwa einen tragischen Stoff in komischer oder ironischer Manier abzuhandeln und mit ihm zu spielen. Ein Poet aber, der unter die Klassiker eingereiht werden wollte, hatte sich vor solchen Stilextroversionen ursprünglich zu hüten und die größere Weitherzigkeit späterer Zeiten hat ihm auch höchstens an der Peripherie etwas mehr Freiheit gestattet. Ein tragischer Stil gehörte zu einem tragischen Stoff, und je entschiedener jeder fremde Bestandtheil ausgestoßen wurde, um so klassischer gestaltete sich dann das Kunstwerk. In diesem Sinn könnte man Klassizität etwa mit „Sachkunst“ übersetzen, im Gegensatz zu der höchst persönlichen Kunst der Romantiker.

Die klassische Kunst ist in unseren Tagen in einem argen Bedränge. Das wirkt erstaunlich, weil ihr doch der moderne Naturalismus, wenn man nur scharfer hinsieht, gerade im Wesenspunkt verwandt erscheint. Denn die großen Naturalisten unserer Tage sind durchaus sachliche Künstler und sehr peinlich darauf bedacht, den Stoff ganz nur nach seinen inneren Wesen zu behandeln und nicht mit ihm zu spielen, keine fremden Bestandtheile, die ihn zersetzen könnten, an ihm zu bulden. Dabei hält man gar sehr auf eine saubere, strenge und zweckmäßige Technik; man will sachliche Kunst geben. Diese deutliche Verwandtschaft mit der heute so übel berüchtigten klassischen Art erhält noch ihre Verstärkung und Resonanz durch den geistigen Zeithintergrund, von dem sich der Naturalismus nur als eine einzelne Erscheinung abhebt. Er verdankt sein Dasein der ungeheuren intellektuellen Energie, die sich zunächst auf dem Boden der modernen Naturwissenschaft entfaltet hat. Diese nämlich trat mit einem fertigen Vorrath von Begriffen und Fragestellungen an den fluthenden Stoff des Lebens heran, um ihn einzufangen und mit einem feinen und unzerbrechlichen Begriffsmeh ganz und gar zu überspinnen. Natürlich widersetzte sich der Stoff einer so gewaltthätigen Behandlung und man mußte ihm mancherlei Forderungen zugestehen und sein Wesen bis zu einem gewissen Grad gelten lassen. Eine angeblich induktive Methode, im Gegensatz zu einer angeblich deduktiven. Besser definiert: es ist der Unterschied zwischen einer klassischen Naturwissenschaft und einer sehr romantischen Naturphilosophie. Früher wurden die Stilmittel der Forschung, eben die Begriffe, nicht so scharf herausgearbeitet und so reinlich auseinandergehalten wie heute. Vielmehr folgte man damals noch mancher barocken Laune und vergnügte sich damit, Stoffe und Begriffe, die innerlich nichts gemein hatten, zu einer tollen Bastardee zusammenzuzwingen. Erst als man peinlich dafür sorgte, daß Stoff und Begriff, Inhalt und Form sich deckten, gelang es, das Naturleben ganz unter die Intelligenz zu zwingen, und neben der theoretischen erblühte die praktische Naturwissenschaft: die Technik. Die Welt der Maschinen entstand, die Welt der eisernen Brücken und Ingenieurwunder, und schließlich konnte sich auch die Kunst dem Einfluß dieser machtvollen Kulturerscheinung nicht länger entziehen. Sie versuchte, diese Technik für sich zu erobern und ihr ästhetische Reize abzugewinnen. Zuerst ging es nicht recht, weil

man die zweckmäßige, technische Arbeit mit allerlei fremdem Puz behängte, mit alten Motiven und Schmuckstücken, statt einen neuen Stil zu entwickeln. Schließlich aber erkannte man, daß es gerade darauf ankomme, die Zweckmäßigkeit der Arbeit auch in der äußeren Form recht deutlich auszuprägen. Ein eiserner Bogen, der seine schwebende Form klar und eindringlich dem Auge offenbarte, wirkte gerade dadurch auch ästhetisch; eben so ein eiserner Pfeiler, der sich in seiner geschmeidigen Energie ganz so gab, wie er war. Der Techniker, dem es gelang, diese sachliche Wucht herauszuarbeiten, statt sie zu verdecken, erwies sich dadurch als einen Künstler. Und von hier aus wurde dann auch das moderne Kunstgewerbe mehr und mehr revolutionirt. Man rief plötzlich nach einem „konstruktiven“ Stil. Ein Wasserrohr sollte durch seine schlanke und reine Existenz wirken, statt zu einem Advennmaul umgefälscht zu werden. Möbel, Stühle, Tische sollten in ihrem Aufbau auch ihren Zweck aussprechen: ich bin zum Sitzen da und ich zum Tragen. Die ganze Energie und Erfindungskraft der Künstler brütete darüber, Linien und Ausdrucksmittel zu finden, die den sachlichen Zweck auch schon dem Auge zu lesen gaben. Dieser konstruktive Stil war auf dem Gebiete des Kunsthandwerkes etwas Ähnliches wie der Naturalismus in der Dichtung. Technische Kunst, sachliche Kunst. War es darum auch klassische Kunst?

Besser als die Theorie spricht immer das praktische Beispiel. Ein Kunstwerk wie etwa Rembrandts Hundertguldenblatt hat gewiß nichts mit naturwissenschaftlichen und technischen Begriffen gemein. Allerdings zaubert uns der Meister keine „schönen“ Gestalten vor, wie die italienische Kunst, auch nicht konventionelle Gestalten, wie die steife akademische Dummheit späterer trostlosen Jahrhunderte. Er hat vielmehr offenbar nach sehr realistischen Modellen gearbeitet und dabei rücksichtslos die Naturwahrheit angestrebt. Sogar vor der sozialen Frage scheute er nicht zurück: er stellte mühselige und beladene Proletarier der fatten und hochmüthigen Zufriedenheit gegenüber. Die wohlgepflegten Phariseer, die in ihrem Hochmuth und in ihrem Fett ersticken, sind mit der selben minutiösen und objektiven Sorgfalt durchgearbeitet wie die gegenüberstehende proletarische Gruppe. Dieser mächtige Künstler wußte gerade hier seine reiche Fülle knapp zusammenzufassen und nur das unbedingt Nothwendige zu geben: naturalistische, technische, sachliche Kunst. Wäre es dabei geblieben, so gehörte dieses köstliche Hundertguldenblatt einfach zu den Aynherren des modernen Naturalismus, der ja an die großen Holländer des siebzehnten Jahrhunderts vielfach anknüpfte. Aber Rembrandt begnügte sich nicht damit; er stellte zwischen seine Proletarier und die fatten Philister den leidenden und heilenden Christus, den Erlöser und Märtyrer, — und mit einem Schlage veränderte sich der Charakter dieser Komposition.

Christus steht in der Mitte des Bildes und hebt die linke, abgekehrte Hand ein Wenig empor. Seltsam sind die Augen: das eine weit und visionär, das andere völlig eingedrückt und verkniffen, nur durch eine Spalte sichtbar; man fühlt, daß er grüblerisch in sich hineinlugt. Ueber dem abgemagerten Gesicht lagert das Seelenleiden vergangenen und die Inbrunst des jetzigen Kampfes. Denn zu ihm kommt nun die Schar der Mühsälligen und Beladenen und er soll ihrem Jammer helfen: die Besessene soll er heilen und den toten Sohn erwecken. Während diese Menschen von links her schlicht und vertrauensvoll zu

ihm emporzuhauen, warten rechts mit zübersichtlichem Hohn die Pharisäer auf das Wunder, an das sie nicht glauben. Alle aber hängen an dem Gesichte des leidenden Erlösers, der mit ungeheurer Spannung seine innere Kraft herauszuholen sucht um zu helfen. Rembrandt durfte natürlich bei seinen Zeitgenossen die Kenntniß der Legende voraussetzen; und so hat er denn einfach dargestellt, wie Christus heilte und erweckte und wie der seelische Heroismus des erlöserischen Genies den stumpfen Widerstand der Welt besiegte. Dieses Motiv wollte er anschaulich machen, nicht etwa den Gegensatz zwischen Proletariat und Bourgeoisie. So lebensvoll und naturalistisch diese Typen auch gesehen sind: sie hatten keinen selbständigen Werth für den Meister, sondern waren die Bestandtheile einer Idee, der sich alles Andere unterzuordnen hatte. Rembrandt ist gewiß eine zu reiche, vielseitige und dämonische Natur, um schlechtweg als Klassiker bezeichnet werden zu können. Aber sein Hundertguldenblatt ist auch im spezifischen Sinn ein „klassisches“ Werk, weil eben die „Idee“ des Kunstwerkes, die der Kritiker zwanglos auf eine logische Formel zu bringen vermag, die Komposition und Behandlung bestimmte.

Ohne Christus hätten wir einfach einen Stoff und einen Begriff. Der Stoff wären die Proletarier und fatten Philister, der Begriff wäre die „soziale Frage“. Man könnte dann an Hauptmanns „Weber“ denken, wo es ja dem Dichter völlig genügt, den Stoff so zu ordnen und zusammenzuballen, daß sich der gesellschaftliche Begriff mit quellendem Inhalt füllt. Die Abstraktion des Verstandes kann zu jeder Zeit mit einer Fülle von farbigen und plastischen Beispielen belegt werden; es ist wie ein Anschauungsunterricht, ein Bilderbuch. Das ist die naturalistische Kunst in ihrer Reinheit. Aber der Verstandesbegriff vermag sich auch zu vertiefen und zu erweitern, mit verwandten oder fremden Vorstellungen mannichfach zu verflechten, so daß sich schließlich eine sehr komplizierte Gedankenwelt, eine Idee ergibt. Dieses nun ist der eigentliche Unterschied zwischen naturalistischer und klassischer Kunst: dort versucht ein sehr einfacher und hier schon ein sehr verwickelter Gedanke den Lebensstoff zu unterwerfen und energisch zu formen.

Es ist sehr wichtig, diese Nähe zwischen naturalistischer (realistischer) und klassischer Kunst entschieden festzuhalten; und es wäre sehr nöthig, das andere große Kunstgebiet, die Romantik, mit gleicher Entschiedenheit dagegen abzugrenzen. Denn die Romantik giebt eine Stimmung oder, noch höher genommen, ein Symbol und hat zur geheimen Voraussetzung einen Zwiespalt zwischen Idee und Darstellung, der zu einer Quelle der Sehnsucht wird. Aber wenn Michelangelo die Schöpfung Adams darstellt, so giebt er eben die Schöpfung Adams. Gewiß ist auch eine gewaltige Stimmung in diesem Bild. Wir spüren die allmächtige Schöpferinbrunst des Sturmes, den elektrischen Funken des Lebens und den traumhaften Dämmerzustand der vegetativen Natur, in der es sich ganz langsam und leise zu regen beginnt. Von einem Michelangelo, dem Schöpfer der Nacht und des Tages, wäre es auch kaum anders zu erwarten gewesen. Der große Künstler der Renaissance hat gewiß recht realistisch den Vorgang geschaut, bevor er ihn darstellte. Er sah sich seinen Gottvater an und dann Adam und bot auch seine Psychologie auf: wie mag dem promethischen Gottvater und wie seinem Geschöpf zu Muth gewesen sein? Diese Frage löste erst die Stim-

mungen aus, die er dann in seine Figuren einsperrete wie in einen Kerker. Die Tendenz war jedenfalls, einen sachlich-realistischen Vorgang auch sachlich-realistisch darzustellen. Freilich konnte man sich diesen Vorgang gar nicht verwickelt und kolossalisch genug vorstellen: es galt nicht irgend eine beliebige Schöpfung, sondern Gottvater sollte den ersten Menschen schaffen. Der Beschauer mußte ganz spontan, von sich aus, empfinden: der Gewaltige, der dort im Sturm einherfährt, ist Jehovah. Und Jener dort, der noch schlafend und wie gefesselt am Felsen ruht, ist der erste Mensch, zu dem der elektrische Funke des Lebens eben erst hinübersprang. Die künstlerische Aufgabe war also ungeheuer erschwert und ein ganz anderer Apparat mußte aufgeboten werden als bei irgend einem naturalistischen Vorgang aus der mehr alltäglichen Menschenwelt. Aber hier wie dort blieb treue Sachlichkeit das Ideal und man wollte nicht nur eine Symphonie geben, sondern den Vorgang selbst. So aber galt es als gute alte Sitte bei den Klassikern aller Zeiten, ob es sich nun um Adam handelte oder um den Apollo von Belvedere. Apollo war Apollo und mußte genau so getreulich nachgebildet werden wie etwa Perikles. Der blieb aber, mochte man ihn noch so sehr idealisieren, immer nur ein Mensch; Apollo war ein Gott. Es war also die selbe Aufgabe, aber auf einer höheren Stufe; sie war schwerer und komplizierter geworden.

Aber es giebt ja keine Götter. Die sind doch nur Allegorien; sogar der Fromme glaubt nur an die unsichtbare Gottheit. Was also soll das Alles? Wir stehen hier im romantischen Land und es handelt sich gewiß nicht um Wirklichkeitsdichtung, sondern, man kann es mit den Händen greifen, nur um Symbole. Ist es also nicht Taschenspielererei, hier von einer Wirklichkeitskunst im Gegensatz zur Romantik zu sprechen? Dieser oberflächliche Einwand wird vielleicht in unseren Tagen, die neben dem Symbolismus nur noch den Naturalismus kennen, auf viel Beifall zu rechnen haben und man kann sich der leidigen Nähe nicht entziehen, darauf zu erwidern. Die Formel dafür liegt in dem Gegensatz von Existenz und Bedeutung. Die Venus von Milo ist eben die Venus von Milo und sie bedeutet Liebreiz, Zeugungskraft, Schwärmerei und Erhabenheit höchstens in dem selben Maß, wie es jede weibliche Guldgestalt bedeuten würde. Zunächst wird sie aber als Gottpersönlichkeit empfunden, wie ein Liebender, wenn er ein rechter Kerl ist, in der Geliebten gerade ihre Individualität am Meisten verehrt und sich verlobt würde, wenn ein kühler Skeptiker kurzweg mit der Weisheit käme: Liebt ist Weib. Die Venus von Milo ist nicht nur Weib, nicht nur Zeugungskraft; aber eine orientalische Göttin wäre es. So eine Göttin mit einem ganzen Duzend Brüsten und sonstigem Uebermaß von Gliedern, die meist als eine abscheuliche Unform erscheinen mag und dabei doch das Schönste, was es überhaupt giebt, bedeutet: die Zeugungskraft, das Leben. Dieser Unterschied wäre klar genug; und man soll nicht vergessen, daß sich die griechische Kunst aus orientalischem Mystik und Romantik in bewußtem Gegensatz herausgerungen hat.

Noch wieder erhebt sich der Einwand: es giebt ja keine Götter. Mag man die grobstoffliche Beurtheilung ablehnen und die innere Wirklichkeit dieser Gebilde zugestehen — wirklich, weil sie geschaut wurden —, so ist doch keine Frage, daß in der alltäglichen Welt nicht die Modelle herumlaufen, die ohne gründ-

liche Umformung als Göttergestalten zu verwerten wären. Man darf Manches, Vieles an ihnen gar nicht, man muß Anderes viel mächtiger und großartiger sehen. Das Auge scheidet aus und steigert, nimmt und verwirft mit der größten Willkür. Das Selbe thut das innere Auge, die Phantasie, wenn sie die Einzelheiten zum Gesamtbild zusammenzieht. Absolute Willkür also und keine Wirklichkeitstreue. Wo giebt es die überhaupt? Der Laie sieht höchstens grüne Bäume und grüne Wiesen, während sich dem Malerauge eine Fülle von grundverschiedenen Beleuchtungseffekten offenbart: blaue, graue und rothe Wiesen. Wir wissen längst, daß unsere Sinne und unser Gehirn diese ganze Welt erst geschaffen haben und immer noch schaffen. Das Auge bringt Farbeeffekte, Beleuchtungen und Gestalten; das Ohr sorgt für eine ungeheuerliche Ueberfülle von Tönen und der Zaubermeister-Berstand läßt all diese Erscheinungen am Faden der Kausalität auf- und niedertanzen, daß es eine Lust ist. Da ist wirklich nicht einzusehen, warum der klassische Künstler diese Willkür nicht noch steigern sollte. Er läßt einfach seine Sinne und sein Gehirn nur noch viel energischer, rücksichtsloser und gewaltiger arbeiten und auswählen, annehmen und verwerten, als es dem weniger leistungsfähigen Gehirn des Durchschnittsmenschen möglich wäre. Er würde sich also auch hier noch auf den Gipfeln der Wirklichkeitskunst befinden und man hätte nie daran gezweifelt, wäre ihm auf seinem Wege nicht eine zauberische Guldgestalt begegnet, die noch so ziemlich jedem klassischen Künstler zum Verhängniß wurde: die Schönheit.

Sie ist für das Volk die Poesie im Gegensatz zu aller handgreiflich-ⁿ Wirklichkeit. Schön wirkt eine Landschaft, ein Gebäude, ein Mensch, wenn sie in unserer Seele den stillen oder starken Rausch auszulösen vermögen, der eben nur als Stimmung zu definiren ist. Und in diesem Sinn giebt es nichts auf der Welt, was nicht schön wäre oder sein könnte: das Harte so gut wie das Brutale, das Chaos so gut wie die Gestalt. Aber der ästhetische Sprachgebrauch in seinem Eigensinn versteift sich nur einmal darauf, nur die Stimmung der Form als Schönheit zu bezeichnen. Eine steil und edel aufsteigende Linie, der prächtige Schwung eines Bogens, das kluge und übersichtliche Gleichmaß der Raumvertheilung, die geschlossene Wucht einer kompakten Masse: das Alles strebt schon für sich allein, ohne Beziehung auf einen besonderen Gegenstand, Stimmung aus. Denn diese Linien und Formen wirken auf unser Muskelgefühl und unsere Psyche und werden uns schließlich zu Symbolen für stolzen Hochsinn, himmelstürmende Verwegenheit, heitere Grazie und monumentale Größe. Das ist die Stimmung der Form, die sich dem klassischen Künstler, der ja stets mit Formen arbeitet, verführerisch genug aufdrängen mag. Von Rechts wegen sollte er sich freilich darum nicht kümmern, sondern diese Art von Schönheit, wie jede andere, seinem Bruder überlassen, dem Romantiker, dem Künstler der Stimmung. Ihm aber ist die Form einfach nur ein Handwerkszeug, nur das Knochengerüst für die Muskeln und das Fleisch seines Kunstkörpers.

Man denke für einen Augenblick an die Ruine des Heidelberger Schlosses, um die jüngst ein so heißer Streit entbrannt war. Diese Ruine wirkt als eine romantische Erscheinung, obgleich das Schloß im Renaissancestil gebaut ist. Der fertige und in sich vollendete Prachtbau des sechzehnten Jahrhunderts hat sicherlich Empfindungen ganz anderer Art ausgelöst: das Gefühl einer ruhigen, gesicherten

und gewaltigen Existenz. Heute schwelgen wir in melancholischen Stimmungen und fühlen uns sammt der Ruine nur als einen Theil der Landschaft. Wer philosophisch veranlagt ist, mag in diese wogende Grundstimmung noch das alte Lieb von der Vergänglichkeit des Daseins hineintönen lassen; und die Ruine von heute offenbart ihren vollen Gegensatz zum Prachtstück der Renaissance. Es wäre aber falsch, der Thatfache allein, daß eben eine Ruine vor uns steht, Wirkungen von dieser Macht zuzuschreiben. Ein wüster Steinhaufe würde nur den Maurermeister interessieren. Aber die edlen und machtvollen Formen der Renaissance treten uns jetzt gleichsam im Keimzustand entgegen. Sie sind noch nicht voll ausgewachsen und darum auch noch nicht gezwungen, sich als dienende Glieder einem Bauorganismus einzufügen, der seine sehr strengen und sehr sachlichen Forderungen stellt. Sondern die Form ist hier in völliger Freiheit zum Selbstzweck geworden; und was sie ausströmt, ist eben „Stimmung“. Wir sehen noch nicht die fertige Welt, wir ahnen sie nur und deuten uns die erhaltenen Formen, wie man sich Zeichen und Symbole deutet. Das aber ist die Wirkung formvoller Ruinen überhaupt. Der Rohbau einer modernen Miethkaserne läßt uns manchmal in einem Schauer von monumentalen Stimmungen schwelgen, während das fertige Werk schmerzlich enttäuscht. Rom, einst die klassische Stadt an sich, ist längst durch seine Ruinen zur romantischen Stadt an sich geworden; und es ist doch immer noch die klassische und gewaltige Form, die dort mit tausend Zungen zu uns redet. Aber die Form als Selbstzweck, die Form als Stimmung. Und wenn man in der üppigen sizilischen Vegetation die Trümmer eines Griechentempels sieht, so mag dem Wanderer zu Muth sein, als hätte die Natur ein gewaltiges Werk, das ihr zum Trost als ein Zwing-Ur aufgethürmt war, liebevoll in ihren Armen erstickt. Denn die Klassizität, die mächtige Sachlichkeit, ist zur Naturstimmung und Romantik herabgestimmt. Dazu gehörte nicht Abänderung der Form, sondern nur Lösung der Form aus ihrer dienenden Bestimmung; eine isolirte Formkunst, die nur Symbole kennt und keine sachliche Nothwendigkeit.

Diese Schönheit also ist nur eine besondere Art von Stimmung und gehört demnach zur Romantik. Der klassische, sachliche Künstler hätte sich dreimal überlegen sollen, ob seines Amtes sei, dem romantischen Genossen ins Handwerk zu pfuschen. Doch immer wieder hauchte und streifte ihn die Stimmung der Form und es war nur menschlich, wenn er dieser Versuchung schließlich erlag. Bei etwas größerer Besonnenheit konnte er sogar ganz gut ein spezifisches Gebiet der Stimmungskunst um manchen schätzbaren Beitrag bereichern; und man hätte sich bei ihm bedankt. Ein Chaos, eine Ruine aufzubauen, wäre ihm wohl schwerlich eingefallen, weil es von seiner innersten Seelenrichtung zu weit ablag. Aber vielleicht hätte sich die dekorative Reliefkunst, die Fresken- und Gefirniskunst unendlich entwickeln können. Figuren, die gleichsam nur flüchtig heraustraten als ein Bestandtheil der Wand, können viel freier, willkürlicher und formaler behandelt werden als eine gesonderte Figurengruppe, die ihre sachlichen und geistigen Nothwendigkeiten hartnäckig geltend macht. So finden wir auf gleichlichen Fresken und Vasen ein ganz reizendes dekoratives Spiel von Figuren und Formen; und in dem Drama des Euripides zieht eine Fülle von Bühnenbildern an uns vorbei, deren einziger Zweck scheint, Stimmung zu erzeugen. Man muß es dem alten Meister lassen, daß er in einem solchen Fall

das ganze Drama nur auf einen Stimmungswertb beschränkte und sich hütete, durch ein Uebermaß von Detail und Körperlichkeit die leis: und einheitliche Wirkung zu zerstören. Er darf eigentlich als der Ahnherr der symbolischen Dramen betrachtet werden, die auch in unseren Tagen eine Blüthezeit erleben.

Viel tiefer noch als unsere Modernsten empfand Friedrich Schiller die berückende Macht der isolirten Form. Er hätte Reliefs von einer geradezu monumentalen Stimmungsgewalt zu zeichnen vermocht und seine hinreißenden Bühnenbilder wären ganz gewiß als vollwerthige Symbole menschlicher Kraft und Seelengröße empfunden worden; aber sie beanspruchten sehr viel mehr. Schiller wollte Klassiker, Realist, sachlicher Künstler sein: und so kam es ihm nicht auf einen symbolischen, sondern auf einen thatsächlichen Bühnenvorgang an. Seine dramatische Dichtung war nach sachlichen Erwägungen, wie Plan und Stoff sie mit sich brachten, angelegt; und mitten in der Ausführung überfiel den Dichter die Sehnsucht nach einer schönen und gewaltigen Stimmung der Form. Prächtige Reden, grandiose Bühnenbilder, ein klirrendes heroisches Pathos, ein stolzer Gang im Rhythmus: solche Ziele lockten ihn fast noch mehr als die richtige und sachgemäße Durchführung seiner dramatischen Idee. So ergab sich ein innerer Zwiespalt, ein Zusammenprall grundverschiedener Stilformen, die dann willkürlich aneinandergelötet wurden. In dieser unseligen Ehe konnten beide Theile zu keiner wollen und organischen Entwicklung gelangen: die Stimmungsgewalt der Form bekam etwas Trockenes und Mageres von mehr rhetorischer als lyrischer Art und auch der realistische Gehalt der Dichtung wurde gründlich ausgegemergelt und verdünnt. Schiller sündigte hier nur, wie seine ganze Zeit gesündigt hat, die das Griechenthum mit Winkelmanns Augen ansah. Aber er half durch sein überragendes Beispiel den Glauben befestigen, daß die klassische Kunst vor allen Dingen die „Schönheit“ zu pflegen habe, für die doch in Wahrheit nur die Romantik zuständig erscheint. Die Epigonen beeilten sich natürlich, aus diesem Irrthum Nutzen zu ziehen, weil keine Art von Stimmung so leicht zu veräußerlichen ist wie die Stimmung der Form. So wurde die klassische Kunst gründlich in Verfall gebracht und mit einem Zwittermischsel verwechselt, das ihrem innersten Wesen völlig widersprach. Wenn man so oft zu hören bekommt, daß unser sachliches Zeitalter mit klassischer (akademischer) Kunst nichts zu schaffen habe, so ist eben nur dieser lächerliche Bastard gemeint.

Die Schönheit gehört zur Romantik. Die Sehnsucht nach ihr hat den klassischen Künstler gründlich in die Irre geführt. Diese tolle Liebeshaft hat seinem Ruf so geschadet, daß man jetzt sein Wort und Werk mißtrauisch ansieht und doppelt peinlich nachprüft. Er soll also von der Huldgestalt lassen und zufrieden sein, wenn ihm ein einziges Mal beschieden ist, sie zu umarmen.

Die Civilisation hat überall die geheime Tendenz, die Raubthierinstincte der Spezies homo sapiens zu zähmen, zu verniedlichen und zierlich im Menuett einhertanzen zu lassen. Oft ist es nur Feigheit und Mangel an Naturkraft, was sich diesen Geboten fügt; manchmal aber auch die stille Energie von Männern, die nicht in einem vergeblichen Kampf zu Grunde gehen wollen. Sie gehorchen also, aber mit allerlei Hintergedanken. Ihr Innerstes und Bestes, das Geheimniß ihrer Individualität, soll durch den herben Kulturzwang dennoch nicht unterjocht werden. Diesen Formen, die sie peinlich befolgen, wissen sie etwas

von ihrem persönlichen Wesen einzubauen, indem sie durch Ton, Wort, Blick und Bewegung mannichfach nuanciren, umbiegen und geheimnißvoll andeuten. So entsteht ein Leben voll scheinbar festgefügtter Sachlichkeit, das dennoch in ewigem Fluß ist, in einem Schwanken und Zittern und in einer innerlichen bebenden Unruhe. Die festen Formen der Existenz haben gleichsam noch ein zweites Gesicht und erscheinen dann verfließend und verschwebend, voll zarter und andeutender Stimmung. Das Dasein ist zugleich sachlich und symbolisch; und ein Künstler, ein großer Künstler, wird sich einen so kostbaren Fund nicht entgehen lassen. Eine Ahnung, was auf diesem Gebiet zu ernten wäre, herrschte zum Beispiel im Frankreich Ludwigs des Vierzehnten. Im Drama Corneilles giebt es schon mancherlei verschwiegene Andeutungen und Racine hat diesen Stil zu der Blüthe gebracht, die damals möglich war. Unter seiner sachlich-dramatischen Handlung spürt man vibrirende Empfindungskomplexe, die oft viel inniger und tiefer die Seele ergreifen als das Drama selbst. Allerdings besaß das Frankreich jener Tage nicht die Energie, diese Seelenstimmung aus zeitlich-konventionellen Gesellschaftszuständen herauszuschälen und zu einem Typus zu gestalten. Aber zum Glück ging das deutsche Drama der klassischen Zeit nicht nur bei Shakespeare in die Schule, sondern insgeheim auch bei den Franzosen. Goethe übernahm und vertiefte diese Erbschaft in der Iphigeneie und namentlich im Tasso. Er schilderte gebundene und glanzvolle Kulturzustände, in denen nur mit den feinsten und dennoch tödtlichsten Waffen gekämpft wurde: lautlose Tragödien ohne Blut und lautlose Seligkeit ohne den bacchantischen Naturlaut. Indem er sachlich darstellte, bediente er sich in ganz legitimer Art aller Mittel der Andeutung, der Stimmung, der Farbe und Symbolik. Das durfte er, denn es gehörte zum Stoff. Die Lebensformen dieser Kultur dienten nicht nur dazu, eine Gesellschaft zusammenzuhalten, sondern auch als selbständiges Gleichniß für Seelenregungen: Stimmung der Form, Schönheit. Nächst dem Tasso erscheint Hebbels *Gyges* als das wunderbarste Drama der symbolisch-sachlichen Richtung und mancherlei Ansätze der modernen Literatur lassen vermuthen, daß wir hier erst am Anfang einer Entwicklungreihe stehen. Es wäre aber falsch, auch das alt-hellenische Drama hier einzureihen. Der titanische Abschluß gehört gewiß nicht hierher; eher schon Sophokles und Euripides. Aber bei Sophokles überwiegt doch fast immer eine ruhige Sachlichkeit und bei Euripides oft eine dekorative Symbolik. Nicht das Drama, wohl aber die bildende Kunst der Griechen ist das beste Beispiel für diese zart andeutende symbolische Sachlichkeit. Nietzsche hat von den Gestalten hellenischer Jünglinge gesagt, daß sie aus der Nacht des Todes zu kommen und in sie wieder hineinzuschreiten scheinen. Um so inniger genießen sie den Tag und die Sonne und wagen doch nicht, laut und stürmisch aufzujubeln, weil die Erinnerung an das Gewesene und die Ahnung des Kommenden die Freude dämpft und mit den Farben der Trauer seltsam vermischt. Nichts in dieser Plastik der Blüthezeit geht über Andeutungen hinaus; selbst der Zeus des Phidias donnert nicht, sondern es zuckt nur gleichsam und wetterleuchtet in seiner verschwiegene Seele. Wohl mögen technische Erwägungen mit im Spiel gewesen sein, die aber in früheren und späteren Zeiten doch auch die Hellenen nicht gehindert haben, die Grenzen der Plastik viel weiter vorzurücken. Zur Zeit des Phidias und Perikles herrschte aber die furchtbare Polis,

deren Schrecknisse uns Riepsche und Burckhardt geschildert haben. Damals wurde viel verschwiegen und gelitten im alten Hellas; der innere Mensch redete nur in Wink und Andeutung. Das ist der hellenischen Plastik zum Segen geworden und spätere Zeiten haben daraus den eignen Begriff von klassischer Kunst abgeleitet, indem sie einem Spezialfall zu einem Allgemeingesetz erweiterten. Diese so heiß begehrte und einmal wenigstens verwirklichte Schönheit hat schließlich nicht nur die Epigonen verlockt, sondern auch wahrhaft Große im Reich der Kunst. Ich nenne den berühmtesten unter den Späteren: Raffael Sanzio. Man sehe sich die Sixtinische Madonna an und man wird fühlen, daß dort gar Manches von dem Märtyrerverleid und der Märtyrereeligkeit einer Mutter halb geklüstert und halb verschwiegen wird. Und wie viel räthselhafte Ahnung und Andeutung liegt in dem klugen Blick des Kindes! Dennoch fehlt nirgends die Sachlichkeit und durchdachte Komposition.

Aber neben Raffael steht Michelangelo; und nur Voreingenommenheit könnte den feinen und innigen Urbinaten über den florentinischen Riesen stellen. In Wahrheit hat Raffael sich von Anfang an auf ein bestimmtes und blühendes Gebiet beschränkt, während die Faust des Buonarroti Alles packen wollte: das ganze Leben. Michelangelo war kein Romantiker, trotz der erschütternden und dämonischen Stimmungsgewalt einzelner seiner Gestalten; er war eben so wenig wie Shakespeare, die großen Niederländer und der Goethe der stärksten Stunden. Bei all diesen Meistern tritt auffällig zu Tage, wie wenig es dem klassischen Künstler, als dem Mann der potentesten Wirklichkeit, auf die Schönheit der Form anzukommen pflegt. Die Komposition ist nicht immer ganz korrekt, die Linien sind hart und oft verrenkt und die Fülle des Gehaltes stößt und windet sich unter dem Druck der Form, die aber doch schließlich Alles zusammenhält. Das allein ist ihr Zweck. Und doch, bei Michelangelo wie bei Shakespeare, eine solche Fülle der Stimmung! Sie haben eben mit Herkulesarmen eine Welt umspannt und ihr ungeheures Ringen spiegelt sich unwillkürlich in ihren Ausdrucksformen, die dadurch wie zufällig zu einem Symbol für die Dämonie des menschlichen Willens werden. In diesem Fund kam der Künstler ohne romantische Hintergedanken und ohne bewußte Beschränkung auf ein bestimmtes Gebiet der Schönheit. Er wollte in schlichter Sachlichkeit die ganze Welt der Wirklichkeit, seiner Wirklichkeit unterwerfen. Das aber ist mehr als Stimmung, mehr als Schönheit; und Michelangelo ist größer als Raffael.

Die Frage, ob eine klassische Kunst heute möglich wäre, ist nun hoffentlich keine Frage mehr. In der heutigen Welt ist ungeheuer viel Sachlichkeit und Willens-Dämonie. Lange hat sie sich mit den leichteren Eroberungen des Naturalismus begnügt. Was aber soll nun kommen? Vielen dürfte die neue Romantik reichen Ersatz bieten. Objektivere und härtere Naturen würden aber in diesem Klima verkümmern. Ihnen bleibt nichts übrig als der Versuch, die verschlossenen Pforten der klassischen Kunst wieder aufzusprengen. Und wenn sie den Versuchungen der „Schönheit“ widerstehen, können sie Großes erreichen.

G. Lublinski.



Selbstanzeigen.

Großstadtlyrik. Verlag von R. Voigtländer, Leipzig. Buchschmuck von Ludwig Sütterlin.

Man hört heute so oft behaupten, der Naturalismus in der Dichtung, der lyrischen insbesondere, sei überwunden; und das Hinstreben der Lyrik nach schrankenlosem Subjektivismus und weltflüchtig romantischem Westhetenthum, ihre Flucht in die Wald- und Wiesensphäre einer „Heimatkunst“ scheinen es zu bestätigen. Vielleicht ist in dieser Entwicklung Raum für eine Anthologie, die besser als kritische Erdzierungen auf die Befruchtung hinzuweisen vermag, die das Eintreten der Großstadt mit ihren ausgesprochen naturalistischen Motiven in dem Gesichtskreis der Lyrik bedeutet. Die Fälle von Anregungen, mit denen der moderne Industrialismus, wie er sich in der Großstadt verkörpert, auf die junge Generation einströmte und nach künstlerischer Gestaltung verlangte, stellte neue Anforderungen an die Fähigkeit der Beobachtung, der Analyse und Objektivierung der Eindrücke, nöthigte vor Allem zu einer Umwertung der Vorstellungen von „Poetisch“ und „Unpoetisch“, von Schön und Häßlich; zugleich rang das soziale Empfinden mächtig nach Ausdruck. Aber soll die Großstadtpoesie nicht auf der Stufe gereimter und rhythmischer Halbprosa und Tendenzdichtung stehen bleiben, sondern sich zur Höhe des Lyrismus erheben, so darf sie nicht nur objektive Wirklichkeitpoesie sein. Nicht die noch so „stimmungsvolle“ Wiedergabe malerischer Reize, noch so plastische Darstellung ergreifender Szenen, geschweige die Erzählung „interessanter“ Straßenvorgänge sind das Ziel der Großstadtlyrik, sondern die Zusammenfassung der Einzelbilder in der Vision eines lebendigen, riesenhaften Organismus Großstadt, die Symbolisirung des verworrenen, unbeschreibbaren Brandens und Brausens der Stadt (der Ausdruck „Weltstadtwehen“ wurde dafür schon geprägt) in Bild und Rhythmus. In der deutschen Literatur besitzen wir von Julius Hart, Liliencron, Dehmel, Evers, Avenarius, Wille, M. Deutler und Anderen Gedichte der angebeuteten Art, Dichtungen von einer Kraft des Ausdruckes, die nur durch die berauschten Verse der villos tentaculaires des Blamen Verhaeren, des Großstadtlyrikers par excellence, übertroffen wird. Wenn daneben einige Gedichte von Schlaf, Hendell, Otto Ernst, Falda, Jacobowski, Schur — Contradi, Holz, Wedekind fehlen leider aus äußeren Gründen — sich mit impulsivem Stimmungsausdruck oder knappen Momentenbildern begnügen und in anderen eine idyllischere Auffassung der Großstadt zu Wort kommt, so wird dadurch hoffentlich der Werth meiner kleinen Sammlung nicht gemindert.

Leipzig.

Dr. Heinz Müller.

Syring. Gedichte. Umschlagzeichnung von Emil Orlik. Magazinverlag Jacques Hegner. Leipzig-Mendnis.

Syring.

So wie der große Pan das All erhob
Aus Syringspiel
Und jedem Ton ein Weg in eine Welt,
Ein Ding entfiel,

Wie wieder jeder Weg zurück ins Rohr
 Der Fichte führt
 Und große Kunde bringend sich im Lieb
 Ganz tief verliert

Und wie der große Pan sich Berg und Quell
 Und Wald und Gang,
 Sie alle wieder sammeln wird einmal
 In seinen Sang:

So hat die große Nacht aus einem Bild
 Mir Sein und Zeit
 Gestalt in Farben, Formen und ein Spiel
 Verzweigt und weit

Und viele Wege ausgegossen drin
 Aus einer Bahn
 Zu viele Welt, die einst sich schwer von Sinn
 Einander nahen

Und Wissen tragen aus den Enden all
 Und wieder dann
 Sich einen zu dem Bild, darauf das Aug'
 Der Welten sann.

Wien.

Erich Raßler.

Caesar Fleischlen. Beitrag zu einer Geschichte der neueren Literatur.
 Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35.

Es liegt in Fleischlens Persönlichkeit, daß er lieber im Hintergrund bleibt als sich auf den Schild heben läßt. Meine Arbeit dient deshalb nicht so sehr der Person des Geschilderten als der Sache. Ich glaubte, durch ein Beispiel mehr sagen zu können als durch theoretische Erörterungen. „Wir brauchen keine Gründe, wir brauchen ein Muster.“ Die Anwendungen aus diesem Beispiel auf die deutsche Dichtung und auf die deutsche Kritik der Gegenwart mögen Andere machen. Vorsicht war nöthig. Der feinsinnige Dichter durfte nicht zu sehr entblöht und nicht festgelegt werden. Fleischlen steht noch vor der Höhe seines Schaffens; die Arbeit ist also Fragment. Es würde mich freuen, wenn ich einen kleinen Beweis mehr dafür geliefert hätte, daß man unsere Dichter nicht erst behandeln kann, wenn sie fünfzig Jahre tot und für Doktorarbeiten reif geworden sind.

Georg Ruschner-Riedensühr.

Aus Rauch und Raum. Schuster & Loeffler, Berlin. Preis 2 Mark.
 Zwei Welten.

Uns müde Dasein ringen die Laternen
 und tauchen röhelnd aus dem Nebelmeer.
 Durch Grau und Wolken von verhüllten Sternen,
 da kommen uns die großen Räthsel her.

Die legen ihre unsichtbaren Hände
auf irgend Einen, welcher süßgelähmt
erstarrt und sinnt — er fühlt die tiefe Wende
im Leben, doch er weiß nicht, wie es kam.

Von Stund an blüht ihn das bewußte Treiben
der Welt ein Traum nur, den er selber träumt
an Abenden, wenn durch bethaute Scheiben
die Erde sich mit Düst und Dämmer säumt.

Frühlingskrausch.

Aus blaustühendem Flieder
singt der Frühling sein Lied,
liebend ziehst Du mich nieder
zu Dir ins blumige Lied.
Selig in sonnigen Tagen
treiben die Träume ihr Spiel,
wecken die Wünsche und tragen
sie an ein silbernes Ziel.

Blüthen und duftige Dolben
beut Dir die Liebe als Gold,
lächelnd flücht sie die Holben
in Deiner Venzlocken Gold.
Bänder und leidige Hüllen
löset leise sie los
und das große Erfüllen
trinkt sie aus Deinem Schoß.

München.

Alexander von Bernus.



**Der wilde Mann vom Tintenholzquai. — Kapitän Fettgans. Zwei
Grottesken von Frédéric Boutet. Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm
Thal. J. C. Bruns Verlag, Minden i/W.**

Frédéric Boutet ist in Frankreich zuerst mit grossen Nachtbildern hervor-
getreten, die in ihrem schonungslosen Pessimismus und ihrer irrlüchtelirenden
Philosophie an Edgar Allan Poe gemahnen, ja, ihr Vorbild zum Theil an
Grauheit des Ausdrucks noch übertreffen. In den „Grottesken“ zeigt er sich
von einer ganz anderen Seite; hier gehört er der lustigen Familie der grands
fumistes an, als deren berufenste Vertreter Alphonse Allais und Maurice Beau-
bourg zu gelten haben. Das ganze Buch steht unter der Devise: *Jo m'en foch!*
Mit schrillum Hohngelächter verspottet Boutet Alles, was dem lieben Philister
werth und theuer ist und ihm — nicht nur in Frankreich — als zu den heiligsten
Gütern der Nation gehörig erscheint.

Wilhelm Thal.



Gustav Landauer.

Wer dem Verhältniß gerecht werden will, in dem Gustav Landauer zur Romantik steht, darf es nicht aus seiner literarischen Produktion allein zu erklären versuchen. Das Geschriebene ist hier vom Gelebten nicht zu trennen. Als Autor und als Mensch will Landauer das Selbe. Er hat die Schwärmerei des Dichters und den Kämpfermuth des Reformators. Nicht nur der Phantasie, auch der Wirklichkeit will er neue Werthe geben. Die Wirrnisse der gegen einander spielenden Gegenwartprobleme will er glätten und sein Sehnen sucht die Zeit, in der alle Lebensmanifestationen sich harmonisch einten, die Zeit des Mittelalters. Das Weltgeschehen ruht ihm nicht auf politischen, ökonomischen oder sozialen Unterlagen. Die Ideen sind ihm das Bewegende. Das Mittelalter mit seiner Kraft des idealen Glaubens ist ihm eine Blüthezeit des Geistes; was wir sein Dunkel nennen, sieht er als das suggestive Dämmern an, wie es im Gehirn dem künstlerischen Erzeugen vorangeht. Wenn ein Blitzlicht in die Nacht des Unbewußtseins leuchtet, daß das Bewußtsein plötzlich Etwas weiß, wovon es nie erfahren hat. Das Stammeln des Gefühls, dem das Unausprechliche nur als Ahnung faßbar ist, steht ihm höher als die berebte Deutung des zersetzenden Verstandes.

Trotzdem ist er das Kind seines Jahrhunderts und dessen Einfluß ausgesetzt. Er hat die Sinnenkritik Kants und die Entwicklungslehre Darwins in sich aufgenommen. Er hat mit Nietzsche und mit Stirner die Werthe der Moral umgewerthet. Der scholastische Begriff der Seele ist ihm nur noch eine leere Hülse. Ihm ist das Ich, als Summe aller Seelenregung, nichts Starres mehr, nichts Einheitsliches. Es ist ihm ein stetes Fließen, ein Aufeinanderfolgen einzelner Empfindungen, die nur durch den unenträthselbaren Hauber der Erinnerung zu einer einheitlichen Täuschung eingeschmolzen werden. Den Individualitätsgedanken des Mittelalters, das die Kraft des individuellen Menschen in soziale Fesseln band, dem er nichts war als ein Theil der Gesamtheit, hat er mit der Forderung nach rücksichtsloser Subjektivität vertauscht. Nach unbeschränkter Herrschaftsmacht des Ich, das sich seine Befehle selbst diktiert. Das durch alle Wandlungen und Uebergänge, durch alle Untreuen hindurch sich Treue schuldet. Das keine Wahrheit anerkennt als die Uebereinstimmung des Ichempfindens mit dem Jocherländen. Sein Denken ist der Schnittpunkt zweier Weltanschauungen. Eine Doppelströmung fließt durch seinen Lebensinhalt. Die jeweilige Stärke eines ihrer Läufe lenkt die Richtung seines Geistes.

In seinem Erstlingwerk, dem Roman „Der Todesprediger“, hat die Souveränität des Ichgedankens noch die Oberherrschaft. Mystisch sind darin

nur die Visionen eines Massensterbens, das dem Menschenelend durch Vernichtung die ersehnte Heilung bringt.

■ Auch der Edelanarchismus seiner Jugend ist ein Sproß des Jharistokratismus, der mit dem Ideal der Sozialdemokratie, dem Ich der Freiheit und der Gleichheit, nichts gemein hat. Das selbe Machtgefühl des Ichs, doch schon zur mystischen Empfindung abgestimmt, wirkt dann nach Jahren dem Anarchismus eine Absage ins Haus. „Nur wer sich wie einen frischen Teig in entscheidender Lebenskrise geknetet hat, daß er in sich selbst Bescheid weiß und so handeln kann, wie sein innerstes Wesen ihm heißt, nur wer durch seinen eigenen Menschen hindurch gekrochen ist und tief im eigenen lebendigen Blut gewatet hat, Der hilft die neue Welt schaffen, ohne in fremdes Leben einzugreifen.“ Aus dem Untergrund dieser Worte tönt der Glaube an die geheimnisvolle Blutmacht des Ichs, das sich selbst belauscht und nachfolgt. Und als die Wahrheitsehnsucht, der Drang, alle Ketten zu zerreißen, die die Freiheit des Bekennens binden wollen, Landauer zu Fritz Mauthner führt, als er der Sprachkritik erster Deuter und Verkünder wird, reißt ihm aus der Geistesausfaat des Skepsisbuches nur der Keim der Mystik. Er, der soeben erst dem Zweifel auf seinem steilen Wege gefolgt ist, gräbt in der Tiefe nach verborgenen Schätzen mittelalterlicher Kegerfrömmigkeit. Meister Eckhards mystische Schriften schenkt er in einer wundervollen Uebertragung unserer Sprache und unserem Verständnis. Und schöpft aus diesem Wunderquell eine eigene Poesie, die er Welckerkenntnis nennt. Das pantheistisch-mystische Bekenntnis „Welt als Zeit“, in dem das Ich zum Wiederschaffer der Natur wird, zum Welt-Ich.

Hier ist das neuzeitliche Ichgefühl ganz in der Mystik aufgegangen. Sein Trennen und Verwischen läßt sich wieder deutlicher verfolgen in den Novellen „Arnold Himmelheber“ und „Lebendig tot“, die den Inhalt des Bandes „Macht und Mächte“ bilden. Sie sind einer Wirklichkeit entwachsen, die doch nur wirklich ist durch Das, was sie bedeutet. Alles ist Gleichniß. Symbolistische Unterdeutung giebt dem Bedenkllichsten die reinste Meinung. Wilde Leidenschaften führen in die Höhe der Empfindung. Nachtzeit wird zur Keuschheit. Glühende Erotik klärt sich zum Triumph der Seele über die Materie. Der Weg der Menschen geht aus Realismus in Romantik, aus dem Konkreten ins Abstrakte. Sie stehen auf dem Mutterboden und ragen auf in einen neuen Himmel. Ihre Geberde, der unseren gleich, weist in unbekannte Lande, ihre Handlungsweise, der unseren ähnlich, folgt Gesetzen, die wir nicht verstehen. Wie in Träumen ist in ihrem Thun die Grenze zwischen Wahrscheinlichkeit und Unbegreiflichkeit verwirrt.

Mit wachen Worten ihr Erleben wiedergeben, hieße, den Schmelz von feinen Farben wischen; hieße, Nachtwandelnde mit lautem Anruf in die Tiefe

stürzen. Die Unbekümmertheit, mit der die Form zerbrochen wird, der Wechsel der Erzählungstechnik führt manchmal die Geschlossenheit des Eindrucks, giebt der Gestaltung etwas Sprunghaftes und Unvollendetes. Freilich dadurch auch die nervöse Beweglichkeit des Lebens. Doch das seelische Durchbringen der körperhaften Worte verleiht der Sprache einen naiven Reiz, wie er moderne deutsche Prosa selten schmückt. Entwertete Begriffe werden neu gemünzt, verweltete Worte blühen zum Glanz erster Jugend auf. Und die Natur ist fein und liebend angesehen. Geschöpf und Schöpfung leben mit einander. Die Landschaft ist der abgetönte Hintergrund der Lebensszenen. In Mondglanz, Sonnenschein und Sturm schwärmt, juchzt und weint die Menschenseele.

Was aber den Novellen, jenseits von manchen Seltsamkeiten, ihren Werth giebt, ist ihr Zusammenhang mit der Einheit der Idee. Für sich betrachtet, sind sie das graziose Spiel romantischer Phantasie. Als Glieder einer Kette schließen sie sich an das Wollen des Poeten, der mit seinem Schaffen und mit seinem Wirken Kunst und Leben neu befruchten möchte. Er träumt von einer neuen Blüthezeit des Geistes. In der mittelalterlich geniale Einfalt in das moderne Denken bringt, es verinnerlicht und vereinfacht. In der die Verfeinerung und Schärfung aller Intensitäten dem Ich eine neue Sprache bringt, neue Bilder, neue Sinne. Daß es erkennen kann, wie alles Materielle nur ein Symbol für das psychische Geschehen ist. Daß es, reif zur höchsten Freiheit, die letzten Fesseln lösen kann. Keinen Herrn über sich erkennt. Kein Gesetz als das der Treue gegen sich selbst und keine Sittlichkeit als Kraft und Echtheit der Empfindung.

Auguste Hauschner.



Die Turbine.

Im neunzehnten und auch noch am Anfang unseres zwanzigsten Jahrhunderts herrschte die veraltete Kolbendampfmaschine fast ohne Nebenbuhler. Auf deutschem Boden war Elberfeld die erste Stadt, die sich zur Erzeugung elektrischer Kraft für öffentliche Zwecke zweier Dampfturbinen bediente. Sie kamen aus den Werkstätten des englischen Schiff- und Maschinenbauers Charles Parson. Dieser Mann ist ja auch berühmt durch die Konstruktion der „Viper“ und der „Kobra“, der beiden Erstlinge der schlangenhaften Klasse von Torpedozerstörern mit Turbinen-Antrieb, die während des russisch-japanischen Krieges im Sommer 1904 auf der Rhee von Chemulpo explodirten und deren gräßlicher Untergang viel dazu beitrug, daß die Kriegsführenden sich so früh bequemen, Frieden zu schließen. Das Beispiel der rührigen westdeutschen Kommune, die ja auch auf einem anderen wichtigen Gebiete, dem der Schwebebahnen, einst Pionierdienste geleistet hatte, blieb aber Jahre lang ohne Nachahmung. Vielleicht war es falscher Stolz, der die damaligen Watabore unserer Industrie, namentlich der

elektrischen, mit zurückhaltender Skepsis auf die importierte Erfindung blicken ließ. Denn aus einer langen Reihe glänzender Errungenschaften war die Ueberzeugung emporgewachsen, das schaffende Deutschland habe vom Ausland nichts mehr zu lenen. Auch die Turbine des Schweden Laval, die schon einen Fortschritt über die von Parson gebaute hinaus bedeutete, vermochte sich Deutschland nicht zu erobern, obwohl ein rheinisches Werk die Herstellung übernahm. Curtis, der Amerikaner, der eine vollkommen regulierbare Turbine empfahl, war schon glücklicher. Amerika war ja das einzige Land, das unsere Väter in jener Zeit noch als industriell leistungsfähig und gleichberechtigt anerkannten. Gerade damals war in Berlin an der Kreuzung der Linden und der Friedrichstraße das Roosevelt-Denkmal enthüllt worden. Deutsche Finanz, deutsche Industrie, deutsche Schifffahrt unterhielten mit dem Yankeehum mancherlei intime Beziehungen. Auch die Ansätze zu dem Konzern, den wir heute als den Welt-Elektro-Trust kennen, waren schon vorhanden. Noch gab es, getrennt, eine Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in Deutschland und eine General Electric Company in New-York. Diese beide Unternehmungen aber, die sich nach Auffaugung aller übrigen Etablissements verwandter Art im Jahr 1910 mit einander verschmolzen, hatten bereits gemeinsame Interessen und kunstvoll verschlungene Wurzeln. Curtis also, der im Dienst der General Electric stand, fand Gnade vor den Augen der deutschen Größen. Weit aber öffnete man der Dampfturbine trotz Alledem die deutschen Tore erst, als zwei Teutonen, Riebler und Stumpf, Professoren natürlich, auch eine deutsche Turbine erfunden hatten. Die nationale Ehre war gerettet und eine Aneignung der Turbine von Curtis möglich geworden. Man entschloß sich ganz einfach zu einer Fusion des amerikanischen Systems mit dem der Herren Riebler und Stumpf. (In ähnlicher Weise mußte ja die geniale Erfindung des unvergeßlichen Italieners Marconi, der uns von der häßlichen Tyrannei des erbumspannenden Drahtes befreit hat, erst durch zwei, drei deutsche Siebe filtriert und in Deutschland naturalisiert werden, ehe sie für Deutsche genießbar wurde.) Seitdem war der Dampfturbine der Sieg auch in unserem Reich gesichert. Schneller, als man geahnt hatte, war die Kolbenmaschine verdrängt und die zweite Dekade unseres Jahrhunderts kannte sie nur noch als eine Sehenswürdigkeit in kulturhistorischen Museen. Heute, da wir unmittelbar vor der Lösung des Problems zu stehen scheinen, wie die Elektrizität als ursprüngliche Kraftart, also nicht erst durch Vermittelung von Kämpfenergie, zu gewinnen ist, da wir die Frucht des Samens ernten sollen, den vor dreißig Jahren Becquerel gestreut hat, und wir ganz nah daran sind, praktisch zu erfahren, daß Kraft nichts Anderes ist als Stoff, radioaktive Materie, die ohne alles Dinzutun Energie ausströmt: heute mag uns der Rückblick auf den raschen Uebergang von der Kolben- zur Turbinen-Dampfmaschine mit der frohen Zuversicht erfüllen, daß schon die heranwachsende Generation des Segens der neuen Morgendämmerung in der Pflanz vollauf theilhaftig werden wird . . .

Wenn ich das Unglück bei Chemulpo und den russisch-japanischen Krieg, in dem es sich zutragen soll, ausnehme, wird jeder Freund der Börse nur wünschen, die Zukunft möge sich wirklich so gestalten, daß anno 1934 die hier skizzierte Rede gehalten werden kann. Man wende nicht ein, die Frist sei für praktische Börsenzwecke etwas lang bemessen. Seit die Dresdener Bank in ihrem Gemein-

schaftsvertrag mit dem Schaaffhausenschen Bankverein einen dreißigjährigen Termin
 geschäftlich sanktionirt hat, ist eine Frist von mehreren Jahrzehnten wohl auch
 börsenfähig geworden; denn es ist undenkbar, daß das Weltgefüge sich erlauben
 könnte, auseinanderzufallen oder sich auch nur irgendwie wesentlich zu verändern,
 wenn die Dresdener Bank sich die Dinge bis zum Dezemberultimo 1933 zurecht-
 gelegt hat. So lange mindestens muß auch Bebel noch warten, ehe er uns von
 allen Aktiengesellschaften befreit. Die Aktionäre der Allgemeinen Elektrizitäts-
 Gesellschaft dürfen also getrost in eine Zukunft blicken, in der sich die kaum
 noch begonnene Herstellung von Dampfturbinen und der zugehörigen Arbeit-
 maschinen, vor Allem der Dynamos, zu voller Pracht entwickelt haben wird.
 In dem Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, hat die Aufsichtsrathssitzung, in
 der über die Höhe der Kapitalvermehrung beschlossen werden soll, noch nicht
 stattgefunden. Selbst 22 Millionen (die Schätzung der Börse), wovon 16 Mil-
 lionen als Kaufpreis für die Union Gesellschaft abzugeben wären, könnten mir
 nicht imponiren. Was bedeuten sechs kleine Millionen angesichts der ungeheuren
 Umwälzung, die der Turbinenbau den Geschäften der A. E. G. bringt? Die
 Aktionäre werden es nur der bekannten klugen Mäßigung, die bei den Leitern
 der A. E. G. in allen Finanzangelegenheiten längst üblich ist, zu danken haben,
 wenn die Kapitalserhöhung sich auf 20 bis 30 Millionen beschränkt. Zu danken?
 Das Wort ist hier vielleicht nicht richtig gewählt. Den Aktionären wäre es
 wohl lieber, wenn die Kapitalserhöhung sich näher an fünfzig als an dreißig
 oder gar nur zwanzig Millionen hielte; denn je mehr neue Aktien, um so werth-
 voller das Bezugsrecht. Dieses Bezugsrecht könnte Manchen für die Weigerung
 der Verwaltung, mehr als 8 Prozent Dividende für das Geschäftsjahr 1902/3
 zu geben, entschädigen. Das bloße Bewußtsein, daß an stillen Reserven ge-
 wonnen wird, was an Dividende unvertheilt bleibt, ist für den Durchschnitts-
 aktionär nicht erhebend genug, — leider; solcher Mangel an Staatsweisheit ist
 sehr zu beklagen. Doch die Mannesgeelen mögen sich trösten. "Εσομαι θυραυ-
 λος! Einst wird kommen der Tag, da die Aktien der neuzugründenden Turbinen-
 fabrikation-Gesellschaft aus dem Portefeuille der A. E. G. auf den Markt hin-
 ausfliegen und die Aktionäre der Muttergesellschaft mit neuer Kraftfülle be-
 glücken. Wie hoch dann die Dividende der A. E. G. und der Kurs ihrer Aktien
 sein wird? Das verschweigt der Prophet. Wozu sich darüber heute den Kopf
 zerbrechen? Inzwischen kommt vielleicht dem einen oder anderen Aktionär der
 gute Einfall, sich von einem seiner Söhne, der die Schule besucht, zwischen
 Coupon und Schere erklären zu lassen, was denn eine Turbine eigentlich ist,
 da doch dieser nette Apparat dazu ausersehen sei, das Glück seiner Familie so
 wesentlich zu steigern. Bis zum Verständnis des Wasserrades von Segner ver-
 mag der kleine Hauslehrer ihn ohne allzu große Mühe emporzuheben. Für die
 Fortsetzung bis zu Parson, Laval, Roteau, Zoelly und Nessler-Stumpf sorgt
 dann vielleicht Geheimrath Rathenau. Ich bin nicht etwa so reaktionär, die Ein-
 führung eines Befähigungsnachweises für Aktionäre zu empfehlen; aber wenn
 man auch nicht verlangen darf, daß ein Aktionär von Bittau sich auf die Kunst
 des Webens, ein Aktionär von Schultheiß sich auf die Kunst des Brauens ver-
 stehe, so ist es immerhin doch eine gewisse Ehrenpflicht für Diesen, daß er weiß,
 was Bier, für Jenen, daß er weiß, was Tuch ist. Nach meinen Erfahrungen

aber herrschen über das Wesen der Turbine — und nun gar erst der Dampfturbine — in Börsenkreisen quot capita tot sententia. Schon aus Patriotismus, um den Ruf der Deutschen als eines Volkes von Denkern nicht gefährden zu lassen, sollte bei der A. G. B. für alle Besitzer von Aktien der Gesellschaft ein dem Durchschnittslopf verständlicher Kursus über die Turbine veranstaltet werden. Die bevorstehende Einführung der Aktien in den freien Verkehr, die sie zu einem Spekulationpapier ersten Ranges machen wird, läßt solche Maßregel doppelt wünschenswerth erscheinen.

Die Turbinengründung drängt für den Augenblick alle anderen Ereignisse, die für die Börse in Betracht kommen könnten, in den Hintergrund. Selbst die Einführung der Baltimorebahn Aktien durch die Deutsche Bank. Und doch handelt es sich da um keine Kleinigkeit; denn das Stammkapital der Bahn, von dem allerdings nur ein Theil in Deutschland Unterkunft finden wird, beträgt 600 Millionen Mark. Schon der fünfte Theil davon wäre mehr, als das Deutsche Reich vor einigen Jahren in Schapanweisungen an Amerika verkaufte, um dagegen von dem über Nacht steinreich gewordenen Better hares Gold einzutauschen, das wir dajumal recht dringend brauchten. Schnell hat der Spiel sich umgekehrt. Die Schapanweisungen, die Kuhn, Loeb & Co. in New-York übernahm, wanderten bald darauf über den Ocean nach der Heimath zurück. Dafür hat die amerikanische Westinghouse-Gesellschaft, die durch Vermittelung der selben Firma vor einiger Zeit ungefähr 10 Millionen Mark ihrer neuen Obligationen in Deutschland unterbrachte, die Erfahrung gemacht, daß diese 10 Millionen bald wieder in die Hände amerikanischer Kapitalisten übergingen. Das ewig Gleiche im ewigen Wechsel. Bei der Rückgabe der Westinghouse-Obligationen an Amerika sollen die deutschen Geldgeber hübsch verdient haben. Hoffentlich ist ein nicht geringeres Glück den deutschen Kapitalisten beschieden, die an der berliner Börse in der nächsten Zeit Baltimore-Aktien kaufen werden. Eine Vorbedingung zu diesem Glück ist jedenfalls gegeben: die Shares können kaum noch viel tiefer fallen. Und da das Papier als wirklich solid gelten kann, so drängt sich mit verdoppelter Macht die Frage auf: Was mag die Deutsche Bank veranlaßt haben, gerade jetzt diese Aktien einzuführen? Sonst ist ja nicht die Gepflogenheit unserer Hochfinanz, das Publikum, wie der schöne Ausdruck lautet, in der Beletage einstricken zu lassen. Sollte die Deutsche Bank es gar nicht mehr erwarten können, die Shares, die sie hat, bei ihrer Kundschaft zu Geld zu machen? Einerlei. Sicher ist nur, daß die Dresdener Bank wieder einmal Veranlassung hat, sich über das Institut, mit dem sie so gern als ebenbürtiger Bewerber rivalisiren möchte, grimmig zu ärgern. Im November, also zu einer Zeit, wo sie die Angliederung der baseler Bankfirma Speyer & Co. vermutlich schon beschlossen hatte, wurde in Basel, um amerikanische Werthe einzubürgern, die „Schweizerische Gesellschaft für nordamerikanische Werthe“ gegründet, die sich zunächst auf die Emission von 7½ Millionen Francs Obligationen beschränkte. Das war ein recht bescheidener Anfang. Der Schweizersehn des Direktors und Konsuls Gutmann wurde einer der Direktoren der Gesellschaft. Die Dresdener Bank wird also dem Unternehmen wohl nicht ganz fremd geblieben sein. Und nun erdrückt die Deutsche Bank mit ihren 125 Millionen Dollars Baltimore-Aktien diese Lappalie. So freisetzt das neckische Spiel in der Behrenstraße fort und fort. Wie das Wasser in einer Turbine. Dis.